

Erich Ledersberger

Für einen Genossen

Die Liebe

— erklärte er seiner Bettgenossin —
ist ein bürgerliches Relikt
eine künstlich aufrechterhaltene Illusion
zur Verdämmung
des Volkes.

Solange

das Proletariat
nicht befreit ist
von Elend und Abhängigkeit
kann der Mensch
nicht glücklich sein.

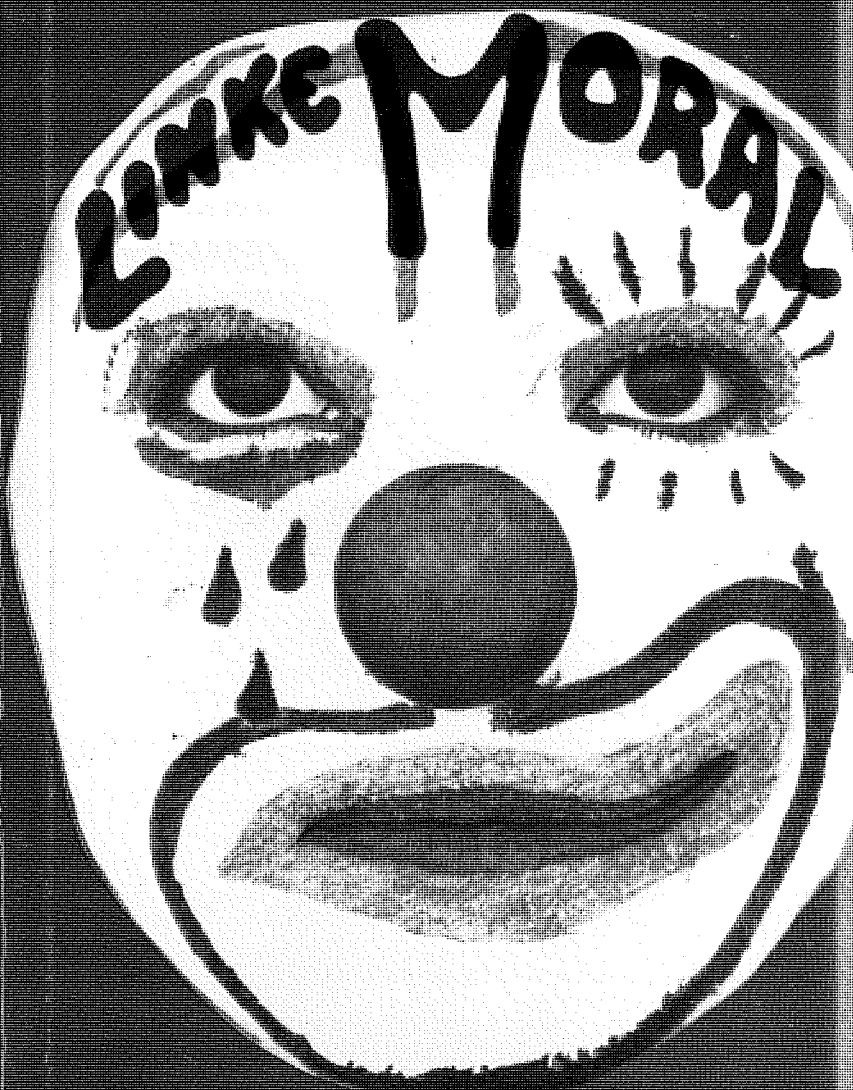
Die sozialistische Liebe

die einzige wahre und echte
wird alle erfüllen
erst nach der großen
Revolution.

Am Höhepunkt

seiner Rede angekommen
erlitt er schauernd
einen vor-revolutionären
Orgasmus.

J&W



schulheft

schulheft 33/1984

schulheft 33/1984

Das SCHULHEFT kostet im Abonnement (4 Nummern) inkl. Versand S 200.--; als Einzelnummer S 60.-- zuzügl. Versandkosten. Für die Bundesrepublik Deutschland und die Schweiz: DM 30.--/sfr 30.--, Einzelnummer DM 9.--/sfr 9.--. Versandkosten extra. Abonnements gelten automatisch als verlängert, wenn sie nicht spätestens zehn Tage nach Erhalt der letzten bezahlten Nummer abbestellt werden. Diese Nummer wurde redigiert von: Irene Etzersdorfer, Erich Ledersberger und Herwig Peterlik.
 Titelblatt: Herbert Martini.
 Grafiken im Heftinneren: OMNIBUS

Impressum:

3-224-19378 6 Jugend & Volk, Wien-München.

Alle Rechte vorbehalten. Medieninhaber: Verein SCHULHEFT, 1150 Wien, Reichsapfelgasse 11/9.

Herausgeber: Gretl Anzengruber, Gerhard Bisovsky, Uwe Bolius, Walter Kortanek, Norbert Kutalek, Erich Ledersberger, Herwig Peterlik, Heidi Pirchner, Susanne Pirstinger, Edda Reiterer, Elke Renner, Peter Seidl, Michael Sertl, Eva Weinberger (f), Reinhard Zeilinger.
 Bankverbindung: PSK 7367.904.

Offenlegung laut § 25 Mediengesetz:

Das SCHULHEFT ist zu 100 % Eigentum des Vereins der Förderer der Schulhefte.

Blattlinie: Kritische Auseinandersetzung mit erziehungs- und gesellschaftspolitischen Problemen.

Hersteller: studio ges.m.b.h., 1090 Wien, Porzellangasse 2.

inhalt: linke Moral?

Diskussion

Das doppelte Leben 3

Ein Blick zurück

Wolfgang Maderthaner
Sozialismus und Moral 18
Uwe Bolius
Moral? Linke Moral gar? 23

Erfahrungen

Katja Schmidt-Piller
Ein Arbeitsverhältnis 45
Viktor Fiemer
„Zahlen bitte“ 52
Ingrid Lengheim
Als Feministin muß Frau 56
Nicole
Feministin oder Hure 60
Herwig Peterlik
Bananenmoral 66
Erich Ledersberger
Moral — ein linkes Tabu 69
Gerhard Khary
Moral? Kein Problem 78

Theoretische Ansätze

Ernest Borneman
„Mutti, was macht der Onkel mit der Tante?“ 83
Gerda Neyer
Die Frauen und ihr besonderes Verhältnis zur Moral 92
Herwig Peterlik
Naturwissenschaft und Moral 97

Kurzmeldungen 102

schulheft-extra

Peter Malina
Auswahlbiographie I
Buchhinweise III
Lehrerarbeitslosigkeit VII
7. Lehrertreffen X
Alltagsleben — Alltagsgeschichte XII
Karl-Heinz Braun
Aspekte einer kritischen Erziehungswissenschaft XIV

Zu dieser Nummer:

Es war nicht leicht, eine Nummer über 'Linke Moral' zu gestalten. Die Uneingrenzbarkeit des Themas, und die damit verbundene Nichtkonkretisierbarkeit, machten uns schwer zu schaffen. Über Moral zu reden und zu schreiben heißt auch die Tradition und Geschichte der Moral zu kennen. Sollten wir nun eine in den philosophischen Bereich abgleitende Nummer machen?

Eigentlich hatten wir etwas ganz anderes im Kopf, das sich nicht so leicht einem Begriff zuordnen ließ. Unser Interesse galt den uns nahestehenden politischen Bewegungen der Vergangenheit, also etwa der Arbeiterbewegung der Zwischenkriegszeit, wie damals der Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklafften, welche Normen und Werte damals hochgehalten wurden und was aus ihnen geworden ist, als auch unseren eigenen Norm- und Wertsystemen und ihrer Genese. Gerade in unserer Generation der heute um die 30-jährigen fand eine schroffe Abkehr von den Moralvorstellungen der Elterngeneration im Zuge der Politisierungswelle um die Ereignisse des Jahres 1968 und die folgenden Jahre statt. Aus dem Motto 'Keine Moral ist die beste' entwickelten sich jedoch besonders rigide Moralvorstellungen, die zu dem gepredigten und allerorts erwünschten Hedonismus in 'diametralem Gegensatz' standen.

Wie lebt man diese veränderten Moralvorstellungen in einer Gesellschaft, die auf andere Werte aufgebaut ist? Und vor allem: wie erlebt und verarbeitet man/frau diesen Konflikt innerlich? Denn wer von uns wurde schon so erzogen wie er heute gern sein möchte? Eifersuchtslos, allseits solidarisch, demokratisch, friedfertig, etc...?

Unser Bemühen, gerade die Seite des 'Wie bringe *ich* Theorie und Praxis unter einen Hut? Wie mache ich das, was gelingt, was scheitert, was von meinen bisherigen Ansprüchen habe ich im Zuge meiner Entwicklung wieder verworfen und warum? — ist leider nicht so fruchtbar gewesen.

Ein Symptom?

Wir denken schon. Die Erfahrung, daß sich beispielsweise Eifersucht nicht einfach wegdiskutieren läßt und Mehrfachbeziehungen nicht grundsätzlich von sämtlichen Sexualängsten befreien, und der Kapitalismus auch immer wieder neue Wege findet, dürften ziemlich viele von uns gemacht haben.

'Was tun', um mit einem Klassiker zu sprechen?

Die Verarbeitungsformen sind unterschiedlich. Zu den mühsamsten zählt sicher die, das Leben in all seiner Widersprüchlichkeit akzeptieren zu lernen ohne in Resignation und Lethargie zu verfallen. In diesem Sinne verstanden wir unsere Arbeit.

Die Redaktion

Das doppelte Leben

Unsere linken Ver(w)irrungen zu Lust und Moral

Diskussionsteilnehmer:

Uwe Bolius:	Schriftsteller und Hausmann
Irene Etzersdorfer:	Geschichtsstudentin
Erica Fischer:	Journalistin
Ernst Gehmacher:	Sozialwissenschaftler
Walter Kissling:	Musikpädagoge
Erich Ledersberger:	Schriftsteller
Ulli Maier:	Schauspielerin
Herwig Peterlik:	Physikstudent

Erich: Moral hat angeblich etwas mit Kirche zu tun, aber nicht mit Sozialismus. Wir, hieß es in der Herausgebergruppe, sind gegen die herrschende Moral, weil dieser Begriff so sehr besetzt ist von katholischen und konservativen Kräften.

Zwei Themenkreise:

- Gibt es überhaupt eine sozialistische Moral?

- Der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis;

Ich habe sehr oft erlebt, daß linke, fortschrittliche Leute von Solidarität reden, aber dann, wenn das konkrete Handeln gefordert wird, kommen die Schwierigkeiten. Das bezieht sich auf so „Kleinigkeiten“ wie Verlässlichkeit, Pünktlichkeit. Ich habe manchmal das Gefühl, daß die Solidarität umso größer ist, desto weiter das Problem entfernt ist.

Uwe: Ich hätte gerne zum ersten Teil etwas gesagt.

Ich glaube, daß es so etwas wie linke Moral, in dem Sinn, wie es herkömmliche System ausformulierter Art in der Geistesgeschichte gibt, NICHT gibt: ein durchformuliertes System der griechischen, aristokratischen Mittelstandsmoral, wie es Aristoteles bietet, oder nach ihm die katholische Kirche, die Befreiungsmoral oder die Formulierung des moralischen Gesetzes bei Kant.

Das andere ist, daß es in der sozialistischen Literatur eine Unmenge von Stellungnahmen gibt, die das Thema anreißen. Immer im Zusammenhang mit Befreiung durch Gesellschaftsveränderung und Abschaffung des Kapitalismus. In diesem Zusammenhang werden moralische Dimensionen sehr stark formuliert. Aber herausgenommen und für sich als System entwickelt, gibt es das nicht.

Herwig: Der Sozialismus kann kein moralisches System aufstellen. Er ist ja historisch-dialektisch aufgebaut, muß also immer

irgendwie mit Geschichte und Gesellschaft zusammenhängen. Ein allumfassendes System à la Kant kann er nicht aufbauen.

Ernst: Vielleicht gibt es im Fundament wirklich keine sozialistische Moral. — Links verstehe ich viel tiefer. Es gibt in der gesamten Zivilisation eine linke Bewegung. Die Moral dieser Bewegung ist eigentlich eine Immoral. Es ist der Aufstand gegen die Moral — denn die Zivilisation ist geschaffen worden, indem man die Menschen dazu überredet oder gezwungen hat, auf ihre eigensten Triebregungen zu verzichten. Ackerbau usw. läßt sich nicht ohne Triebverzicht, ohne starken Gefühlsverzicht aufbauen. Den einfachen Menschen wurde nicht einmal viel geboten für diesen Verzicht. Dagegen gab es dann eine Abwehr. Dort beginnt eigentlich jede linke Bewegung, mit dem tiefen Mißtrauen gegen diese Art von Moral.

Es gab immer in der sozialistischen Theorie ein anarchistisches Element. Man versuchte dann, das in ein System zu bringen. Dort entstehen die Spannungen: Daß diese Theorien immer zurückgreifen, irgendwie die Gesamtgesellschaft organisieren müssen. Sie müssen wieder auf die herrschende Moral zurückgreifen. Es wundert mich gar nicht, daß Linke unzuverlässig und unpünktlich sind. Ich fühle mich ja ganz anders, wenn ich den Zwang der Uhr nicht mehr habe. Wenn den Menschen was freut, dann lebt er, statt auf die Uhr zu schauen.

Uwe: Ich habe das Gefühl, deine Thesen laufen auf eine Art Hedonismus hinaus.

Erica: Was man den Linken nun wirklich nicht nachsagen kann!

Ernst: Schon.

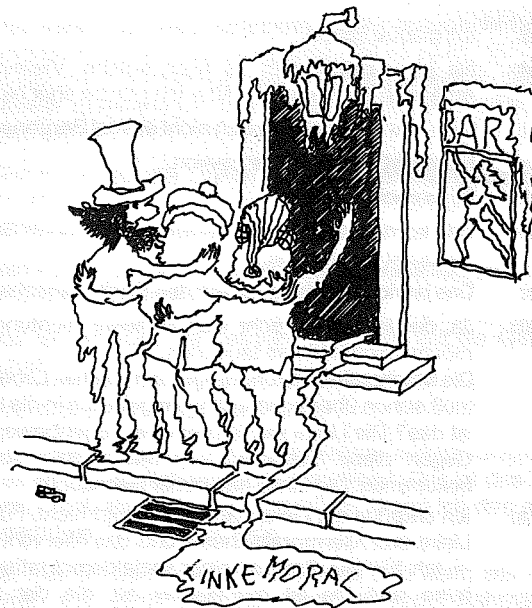
Erica: Dann kennst du andere als ich.

Herwig: Irgendwie sind die Linken schon für den Hedonismus. Ich meine, vom Kopf her. Sie wollen intensiv leben, Lust erleben. Sie tun's halt nicht.

vielstimmiger Zwischenruf: EBEN!

Irene: Wo ist das Neue bei der sozialistischen Theorie? Wenn man sich die „Arbeiterkultur“ der Zwischenkriegszeit im Detail anschaut: da hat doch eine Kasteiung stattgefunden. Etwa so — der sozialistische Mann raucht nicht, ist asketisch, proletarisch, benimmt sich so und so.

Uwe: Hier wurden noch mittelständische Normen von der Arbeiterbewegung übernommen und als das letzte Ziel hingestellt.



Ernst: Man wollte so leben wie die da oben. Wenn denen das so gut getan hat, daß sie uns deshalb unterdrückt haben, dann kann das nicht so schlecht sein. Man hat ihnen die Moral nicht zugemutet. Das ist ein Fehler gewesen. Die waren nämlich auch unterdrückt. Auf das kommt man erst jetzt drauf. Die Arbeiter dachten sich: Das sind ja auch Hedonisten, die Bürgerlichen: Sie lügen bloß. Jetzt machen wir es ihnen nach. Jetzt erst kommt man drauf, daß das nicht stimmt. Die waren recht eingespannt in ihre bürgerliche Moral. Und recht deformiert. Versuchen wir uns einen Menschen vorzustellen, der ein ehrlicher Hedonist ist (Gelächter).

Erica: Da stell ich mir einen total angepaßten Menschen vor, der nach der herrschenden Moral lebt. Also alles tun, was einem selber nützt.

Uwe: Das glaube ich nicht. Hedonismus heißt, der eigenen Lust dienen. Da ist die Betonung auf Lust.

Erica: Was Lust ist, ist ja unterschiedlich. Leute, die arbeiten, um möglichst viel zu konsumieren und um gesellschaftlichen Erfolg zu haben, haben einen Lustgewinn.

Ernst: Beim Arbeiten?

- Erica:** Ich glaube schon.
- Ernst:** Na ja, vielleicht gibt es auch solche. Vielleicht ist der Androsch ein Hedonist. Aber ich glaube eher nicht.
- Uwe:** Nein, der hat mit Lust noch nicht einmal Berührung gehabt.
- Irene:** Macht ist auch ein Lustgewinn.
- Erich:** Ein verschobener.
- Erica:** Das kommt auf die Strukturen an. In unserer Gesellschaft bedeutet Macht Lust.
- Uwe:** Das ist richtig. Wenn ich mir den Bacher anschau.
- Ernst:** Ja, der ist schon recht weit in dieser Richtung. Aber ich möchte nicht mit ihm tauschen. Die Machtspiele durchdrängen ein solches Leben total. Der muß schon überlegen, mit wem gehe ich in die Sauna, wer ist das? Die Linke war immer eine Gegenbewegung dazu. Gegen diese Kasteiung, um Macht oder sonstwas zu bekommen. Die Linke hat immer Sehnsucht.
- Erica:** Ich erkenne die Linke darin überhaupt nicht. Für mich sind Linke das Allermoralischeste und das Allerverklemmteste. — Ich bin das Produkt einer sozialdemokratischen Erziehung und die ist moralischer als die der Katholiken. Gewisse Probleme habe ich nicht: Abtreibung oder Sexualität. Na ja, Sexualität auf einem anderen Gebiet. Aber mein Pflichtbewußtsein ist derart überwältigend, daß ich es wohl nie wieder losbringe in meinem Leben. — Und viele linke Männer, die mir begegnet sind, sind das absolute Gegenteil von Hedonismus. Diese Negierung von physischer Gewalt und Gefühlsausbrüchen! Sexualität darf und soll man irgendwie haben, als Linker, aber alles andere ... spontaner Ausbruch von Aggressivität wird unheimlich abgelehnt und sanktioniert. Und dann gibt es noch diese starke Unterordnung unter kollektive Ziele. Wir Frauen haben angefangen, so Dinge wie Eifersucht einmal zu akzeptieren, aus welchen gesellschaftlichen Gründen sie auch immer da waren. Das Unterdrücken allein brachte ja auch nichts. Da habe ich das Gefühl, daß linke Männer viel rigider sind.
- Uwe:** Bei den Linken hat die Ideologie, die man trägt, wie die Feder am Hut, die Aufgabe, sich mit den Dingen nicht auseinanderzusetzen, die einen persönlich betreffen.
- Irene:** Die Austragung der Konflikte geht dann über Sachprobleme.
- Erica:** Der Beste ist dann der, der sich am besten beherrschen kann. — Das betrifft allerdings nicht die Alternativbewegung.

- Herwig:** Man kann auch den Hedonismus sehr beherrscht befürworten. In unserer Institutsgruppe gibt es einen, der sagt, er lebt den Hedonismus, weil er gerne hirnwichst. Das ist schwer zu widerlegen, weil er das anscheinend wirklich so gern tut.
- Walter:** Wer sonst als die Linken braucht Selbstbeherrschung? Sonst würden wir alle längst im Gefängnis sitzen. Wenn wir das tun würden, was wir für richtig halten.
- Ernst:** Man könnte ja aus Zorn über diese Gesellschaft eine Fensterscheibe einschlagen wollen.
- Uwe:** Das ist mir noch nie passiert. Aus Zorn auf die Gesellschaft?
- Ernst:** Das ist ja schon Hirnwichsen.
- Walter:** Selbstbeherrschung ist demnach etwas aufgezwungenes, das es mir möglich macht, hier zu leben. Das ist das kleinere Übel, als was passieren würde, wenn ich das auch praktiziere, von dem ich rede.
- Ernst:** Du meinst, wenn man ein Linker ist und weiß, wie man leben soll, dann muß man sich erst recht wahnsinnig beherrschen? Der brav Eingeeigte und auf Moral Getrimmte, der merkt das gar nicht. Unter dem Motto: Die glücklichen Sklaven sind die größten Feinde der Freiheit.
- Walter:** Ja. Und dieses doppelte Leben ist schwer praktikierbar. Dann fügt man sich manchmal.
- Irene:** Es ist schwer, mit den Widersprüchen zu leben. Das pausenlose Schwimmen gegen den Strom kostet Kraft. Wenn ich esoterisch meine Theorien lebe, dann habe ich wahrscheinlich keine einzige Beziehung mehr und schon gar nicht zu einem Mann.
- Walter:** Irgendwo braucht man einen Querschnitt des Verhaltens. Routine.
- Uwe:** Also ich mache auf, wenn ich Leute finde, die mir zuhören, und ich mache zu, wenn das nicht der Fall ist. Da brauch ich doch keinen Querschnitt oder Durchschnitt.
- Walter:** Ich würde behaupten, es ist schwer, adäquat zu reagieren.
- Erica:** In persönlichen Beziehungen ist das schon schwer.
- Ernst:** Also in guten NICHT. Ich muß sagen, ich bin nirgends so offen und groß wie in einer echten Liebesbeziehung. Zu einem Menschen, den ich gern habe. Da krachts oft.

Erica: Ich erlebe das so, daß, je höher der gesellschaftliche Anspruch eines Mannes ist, desto geringer ist die Fähigkeit, spontan zu reagieren. Also irgendwie „normal“ im zwischenmenschlichen Bereich. Ich hab in der Zwischenzeit schon lieber, wenn Männer „normal“ reagieren, die mir zum Beispiel eine Watschn runterhaun, wenn sie eifersüchtig sind. Oder die ÜBERHAUPT eifersüchtig sind! Die Gefühle haben, die sich ärgern, wenn sie impotent sind.

Erich: Meine Verwirrung zur linken Moral ist in der Zwischenzeit weiter gewachsen. Ich sehe bis jetzt zwei Linien:
- Moral als Beherrschung der Triebe, als Perfektionierung der kleinbürgerlichen Moral.
- Gleichzeitig reden wir von Hedonismus, von spontanem Lustgewinn. Der ist in DER Gesellschaft nicht durchführbar. Ich stelle mir vor, daß Linke eigentlich vor Hedonismus eine große Angst haben. Schon von der Fragestellung her. Kommt lustvoll leben in der linken Literatur vor?

Walter: Das kommt darauf an, was lustvoll genannt wird. Was wir Linke unter lustvoll verstehen, ist eben zumeist verboten. Und daher bedrohlich.

Ernst: Oder es macht dick.

Walter: Ich glaube, daß es gefährlich ist, etwas lustvoll zu machen. Lust ist etwas, das man nicht begrenzen kann. Wenn ich einmal auf diesen Geschmack gekommen bin, wo bleibe ich denn da stehen? — Das ist nicht nur die Angst vor mir selbst! Das ist die Angst vor der Reaktion der ANDEREN. Die Angst vor der Gesellschaft, und nicht nur vor dir oder vor dir als PERSON!

Ulli: Ich kann nicht Lust leben, ohne daß die anderen mir beziehungsweise ich den anderen auf die Zehen trete. — Ich riskiere nicht nur Enttäuschungen — es funktioniert einfach nicht.

Erica: Wenn ich von Lust rede, dann beschränke ich mich auf den Teil, wo das noch möglich ist: In der Politik und in der Liebe. Also in der zwischenmenschlichen Beziehung. Da habe ich aber das Gefühl, daß da eine Selbstbeschränkung herrscht beziehungsweise daß die Ablehnung von zum Beispiel der Familie zu Formen führt, die jedes Gefühls entbehrt, weil schon eingekastelt wird, wie weit man gehen darf, wie weit man überhaupt Lust erfahren darf, weil sonst die Gefahr besteht, es geht schon wieder ins bürgerliche Fahrwasser. Konkret: Sich nicht mehr einlassen auf Leute. Liebe ablehnen, weil das Abhängigkeit erzeugt, nur mehr hier und da gesetzte sexuelle Beziehungen eingehen.

Ernst: Jetzt wird's aber deutlich: Sozialistische Moral ist nur eine andere Form der Selbstbeschränkung. Es sind nur verschiedene Formen, wie man den Menschen in dieses Schema einer Hochzivilisation hineinpreßt. Weit über das Nötige hinaus. — Das ist jetzt meine These dazu als Hedonist. Oder besser als Möchtegern-Hedonist.

Uwe: Die Frage ist ja, warum ausgerechnet die Leute, die mit einem so großen Anspruch antreten wie die Linken, so groß reden und so klein scheißen. Wozu brauch ich dann diese Ideologie? Das ist doch der Widerspruch.

Ulli: Ich glaube, daß der Hedonismus bei den Linken als Utopie dasteht. Das wird alles in die Arbeit für die unterdrückten Massen eingebracht, ist aber im Grunde genommen ein Kampf um sich selbst.

Erica: Es ist aber ein kollektiver Hedonismus, kein individueller.

Ulli: Das habe ich damit gemeint: DAHINTER steht das „Selber-nicht-fertig-Werden“ mit dem Leben.

Irene: Das Helfer-Syndrom.

Widerspruch zwischen Theorie und Praxis

Walter: Ich finde, daß man das Recht hat, Sachen einmal zu denken, ohne sie schon tun können zu müssen. Man kann etwas komisch finden, bezweifeln, kritisieren, ohne überhaupt die Kriterien schon in der Hand zu haben. Das ist eine wichtige Phase, die jeder durchläuft; auch die Gesellschaften.

Erica: Ich habe den Eindruck, daß man damit in der Frauenbewegung ein bißchen sensibler umgeht. Am Anfang waren die totalen Forderungen, aber das geht daneben. Nun wird es wenigstens mehr artikuliert als unter Männern. Die Frauen versuchen, irgendwie mit ihren Konflikten und Widersprüchen zu leben, indem sie sie benennen. Die Gefahr ist, sie nicht zu benennen und zu glauben, man sei eh schon das revolutionäre Potential.

Uwe: Ich möchte gerne das, was der Walter so natürlich und verständlich verteidigt hat, sehr in Zweifel ziehen. Ich glaube nicht, daß man anderen Leuten predigen darf, was man nur gedacht hat, wenn man es nicht selber zusammenbringt. Ich glaube, das ist die zentrale Crux des Sozialismus. Und wenn ich dich richtig verstanden habe: Das muß auch möglich sein, ohne daß man es gleich auf sich selbst anwendet, ohne daß man darauf verpflichtet wird.

- Walter:** Ich habe nicht gesagt, daß man andere verpflichtet, aber daß man Vorstellungen erheben kann, ohne daß man sie selbst verwirklichen kann.
- Uwe:** Das klassische Beispiel ist immer Karl Marx: wie er selbst gelebt hat, und was er als Gesellschaftsform entwickelt hat.
- Erica:** Das sind aber unheimlich schwache Argumente gegen Marx. Gesellschaftlich möglich ist es, diese Dinge zu denken, aber nicht, alles zu leben. Das ist eine Binsenwahrheit.
- Walter:** Dort, wo es besonders weit auseinanderklafft, kann die Perspektive sehr weitreichend sein.
- Uwe:** Den Widerspruch sehe ich so nicht. Was im Denken möglich ist, muß auch lebensmöglich sein. Sonst ist es nicht denkmöglich, sonst denkst Kreuzworträtsel.
- Walter:** Ich halte das für eindimensional.
- Uwe:** Sonst denkst du nicht die Wirklichkeit.
- Ernst:** Nehmen wir ein ganz banales Beispiel: das Ideal des sportlichen Menschen. Es kann einen geben, der das selber macht, und einen, der alle Sportsendungen sieht oder Redakteur ist, selber aber bewegungsarm. Vielleicht tut der mehr für den Sport, der ihn propagiert.
- Irene:** Gesellschaftspolitisch ist das anders. Der Marx hatte, um seine Theorien entwickeln zu können, Frau und Kinder gehabt, die sicher unter dem gelitten haben. Muß man das nicht auch problematisieren, wenn der Rousseau für die freie Kindererziehung eintritt und seine eigenen Kinder ins Waisenhaus steckt?
- Erica:** Problematisieren schon. aber was er getan hat ...
- Irene:** Da dürfte ich es bei meinem Freund auch nicht tolerieren, wenn er revolutionäre Ideen vertritt und gleichzeitig nicht bereit ist, Geschirr abzuwaschen.
- Ernst:** Für dich ist das vielleicht bitter, aber vielleicht kann er für die Frauen mehr bewirken, wenn er's dauernd predigt ...
- Uwe:** Nein. Das geht nicht so.
- Walter:** Nehmen wir als Beispiel sozialistische Bildungspolitiker oder Erziehungswissenschaftler, die für die Gesamtschule tätig waren und ihre Kinder dann ins Schottengymnasium stecken. Das ist ein unhistorisches Denken, wenn man diese Leute dafür aufblattet; die können ja erklären, warum sie das machen.
- Ernst:** Dann kann er nicht mehr erklären, daß er eigentlich Egalität in der Gesellschaft will.



Walter: Man kann doch nicht sagen, wir brauchen die Gesamtschule, und trotzdem schicke ich mein Kind nicht dorthin, weil die Situation dort noch so beschissen ist. Daher sollte die Gesamtschule verändert werden — das finde ich legitim. Bedenklich finde ich es, wenn du, Uwe, sagst, man darf nicht reden, was man nicht verwirklichen kann. Das ist eine Orientierung am Machbaren. Es gibt keine Transzendierung der Verhältnisse und der Sprache. Das erleben wir dauernd. Wenn der Spiegel — Herausgeber Augstein sagt: wenn wir damals, im Zusammenhang mit dem Polenputsch, zehn Leute, die inhaftiert wurden, freipressen können, mit einer Demonstration, dann wäre er sofort dafür. Aber wir wissen, daß es keinen Sinn hat — daher hat auch eine Demonstration keinen Sinn.

Uwe: Ich habe es genau umgekehrt gesagt, Walter. Da hast du mich falsch verstanden.

Ernst: Um beim Beispiel zu bleiben: ich bin da viel zynischer. Wenn jemand für die Gesamtschule ist und sein eigenes Kind ins Schottengymnasium schickt, und das wird nicht bekannt, dann ist es in Ordnung. Das ist besser, als er schickt sein Kind dorthin und ist auch noch dafür.

Walter: Nun wird es aber öffentlich. Und dieser Widerspruch könnte die Gesellschaft weitertreiben. Es muß ja nicht gleich moralisiert werden.

Irene: Wie kann einer glaubwürdig über die Gesamtschule reden, wenn er sein Kind ins Schottengymnasium steckt? Der kann glaubwürdig höchstens über das Schottengymnasium reden.

Uwe: Da fragt sich alle sozialistische Moral, wo bin ich? Dann ist sie nicht da. Zumindest in der Geschichte des Sozialismus bis zum 34-er Jahr war es schon so, daß die Leute mit mehr oder weniger Abweichungen getan haben, was sie glauben.

Erica: Der springende Punkt ist für mich die Einsicht in die eigenen Widersprüche und die Fähigkeit, nach außen hin zu vermitteln. Ich bin mir bewußt, daß ich total gegen meine eigenen Überzeugungen lebe. Und ich MUSS so leben, sonst gehe ich unter.

Wer ist links?

Ulli: Was ist eigentlich Moral? Und wer ist links?

Uwe: Das wäre nicht so schwer zu definieren. Ein Einzelmensch, der verantwortlich ist oder sich verantwortlich fühlt, daß

gesellschaftliche Veränderung zugunsten der Unterdrückten stattfindet. So allgemein sind wir sicher alle einer Meinung. Kaum kommt man darüber hinaus, wird es schwierig. Die Moral wäre, daß ein einzelner dafür in Anspruch genommen wird, daß er sich persönlich verpflichtet fühlt. Am einfachsten ist es zu erklären mit dem, was Leute früher unter Ehre verstanden haben. Man fühlte sich verpflichtet, den Status seines Standes zu erhalten. Das war Ehre. Und die Offiziere haben dann ein Duell ausgetragen. SIE SELBER waren herausgefordert. Schwieriger wird das, wenn du nicht mehr eine einzelne Schicht vertreten kannst. Bei sozialistischer Moral wird es dann weltumspannend. Nur wird die Moral dann verschwommen: die Interessen einer kleinen Schicht sind klar. Aber wenn du dich für die ganze Menschheit einsetzt: was ist dann?

Ulli: Geht es wirklich um die Unterdrückten der Welt?

Uwe: Vom Wertkodex, von der Außensicht her: ja.

Ulli: Geht es um die WIRKLICH?

Irene: Ich würde nicht unterstellen, daß das vorgeschoben ist. Ich würde sagen, daß es den Leuten ein Anliegen war, und daß sie der Vietnamkrieg sehr wohl aufgestoßen hat.

Uwe: Andererseits waren Vietnam und Dritte Welt, wie sie heute genannt wird, ein bequemes Mittel, den Unmut, was die nicht vorhandene Hochschulreform betrifft, ins Unendliche zu expandieren.

Irene: Aber 68 hat sich auch konkret geäußert, in der Hochschulpolitik. Es gab, was ich heute vermisse, eine Solidarität mit der Arbeiterklasse, in Frankreich die Streiks zum Beispiel.

Uwe: Aber es war schon so, daß man sich in den äußeren Feind geflüchtet hat, die USA. In Ziele, die viel objektiver, allgemeiner und unzweifelhafter waren. Das, was damals überhaupt nicht funktioniert hat, hätte jeder Soziologie vorher sagen können: wenn die Studenten ihre Flugblätter über die Korridore in die Werksgebiete hinübergeschmissen haben, mit Sprüchen über die Befreiung von Vietnam ... das war etwas, das dem Wunschdenken entsprungen ist. Dieses Auftreten als Lehrmeister, so sagen, was ihr jetzt machen müßt — das ist doch klar, daß die Arbeiter das total ablehnten.

Und dann begann das, was bei Bürgerlichen sehr häufig geschieht: von diesem konkreten Problemumfeld beginnt das auszufern, bis es die ganze Welt umfaßt — die Erlösung und der Versuch, das Unglück im unmittelbaren Bereich ausfern zu lassen bis in die Sahelzone. Was als

Motiv nichts Schlechtes ist, aber das Problem aufwirft: was machst du damit?

Erich: Bei mir ist das Motiv ein anderes, denn ich will ja primär nicht, daß es dem anderen gut geht, ich will, daß es mir gut geht und dazu brauche ich auch, daß es dem anderen gut geht.

Uwe: Also wirklich, bei den 68-ern hätte dich jeder ausgelacht, wenn du es so formuliert hättest.

Irene: Die Frauen waren die ersten, die das dann so formuliert haben.

Erica: Das war ja der Beginn. Und heute gibt es eine große Emotionalität: Die jungen Leute in der Friedensbewegung fühlen sich unmittelbar bedroht, das kann man mit früher überhaupt nicht vergleichen, damals war das eine unheimlich distanzierte Angelegenheit. Ich wollte einfach irgendetwas tun. Heute ist ein existentielles Problem, in der Friedensbewegung zu sein, was ich mittlerweile überhaupt nicht mehr nachvollziehen kann.

Uwe: Der Sozialismus war nicht imstande, einen moralischen Forderungskatalog aufzustellen. Das hängt damit zusammen, daß der Sozialismus nicht fähig war, dieses grundsätzliche Problem des Verhältnisses vom einzelnen zur Gesellschaft wirklich schlüssig zu lösen. Die Konservativen haben es viel leichter gehabt. Der ganze Kult mit dem Tod und dem jenseitigen Leben: da ist das ganze Individuum, auch wenn es in einem jenseitigen Leben ist, verherrlicht. Auch wenn du unter noch so großem Leiden dein Dasein fristest. Die Kirche zehrt von diesem Dualismus. Der Sozialismus konnte dem nur das Pathos seiner Befreiungsbewegungen entgegenstellen. Aber was das dem einzelnen gibt? Wie ich es jetzt bei Kant gelesen habe: das ganze Ethos, das er mit der Pflichterfüllung verbindet. Gut, das ist das Ethos seiner bürgerlichen Klasse, aber das hat er wirklich ausformuliert. Das ist da als Kanon in allen Differenzierungen für den, der seine Antriebe überwindet und imstande ist, der Pflicht genüge zu tun.

Erica: Was ich als 'sozialistische Erziehung' genossen habe, ist aber genau das. Antriebe unterdrücken und der Pflicht genüge tun, wobei die Pflicht anders definiert war: nämlich einen Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft zu leisten.

Uwe: Der Sozialismus entwickelt sich ja aus der bürgerlichen Moral, wobei man bei Kant schon eine Ambivalenz findet. Diese Pflicht, die ein soziales Prinzip enthält, muß auf Freiwilligkeit basieren, dem eigenen Bestreben des Individu-

ums. Nur dann ist Pflicht Pflicht, wenn der einzelne das wirklich will, die freie Entscheidung darüber hat. Der ganze Zwiespalt ist aber, was da auf den Einzelnen zukommt. Das ist dann in der sozialistischen Theorie nie weiter ausgebaut worden. Die Maxime, der Grundsatz deiner Pflichterfüllung könne allgemeines Gesetz für die ganze Welt werden, ist absurd. Es übersteigt weit die einzelmenschliche Fähigkeit.

Erica: Das ist eigentlich das, was ich in meinem Kopf habe, daß Aktionen, die ich setze, letztthin historisch relevant sind. Was ja auch irgendwie unheimlich viel Kraft gibt. Was mich stärker macht als diese 'No future' Jugend. Ich kann irgendwie alles noch in ein System einordnen. Das irdische Leiden wird also historisch belohnt. Wenn nicht im Jenseits, so zumindest in der historischen Perspektive.

Uwe: Im subjektiven Jenseits. (Gelächter)

Erica: Es gelingt mir ja immer weniger, das zu glauben, aber es hat mich schon lange Zeit getröstet.

Irene: Was machst du jetzt?

Erica: Ich nähere mich der 'No future Generation'. Ja, jetzt seh' ich mich nicht raus. Gesellschaftliches Leben ohne Moral kann ich mir aber auch nicht vorstellen.

Und wir haben sie doch: Von Liebe, Neid und Haß

Erica: Ich habe alle meine Beziehungen ruiniert, indem ich sie nach außen gebracht habe. Sozusagen die Beziehung in den gesellschaftlichen Rahmen gestellt habe, und die Probleme, die zwischen uns gelaufen sind, nicht als individuelle Probleme gesehen habe, sondern als gesamtgesellschaftliche. Konkret: Mann, Frau, Arbeit.

Uwe: Entschuldige, wenn du einen Zorn auf deinen Freund hast, kannst du das als gesamtgesellschaftliches Problem sehen?

Irene: Dann hast du ihn wahrscheinlich als Chauvi gesehen?

Erica: Ich habe versucht, das als typisches Beispiel einer allgemeinen Situation zu sehen, zu entschleiern. Darauf stehen die Männer überhaupt nicht, also eine Verallgemeinerung von sich als Individuen, das macht sie wahnsinnig.

Herwig: Kann ich verstehen.

Erica: Ich ziehe die Konsequenz, daß jeder das Bedürfnis hat, als Einzelperson gesehen zu werden und nicht kategorisiert werden will.

- Uwe:** Ist eh gut.
- Erica:** Aber ich kann es nicht lassen.
- Herwig:** Wir haben dauernd den Anspruch, perfekt zu sein. Wenn du Dinge verallgemeinerst, werden sie schwerer lösbar, und das kränkt dich in deiner eigenen Perfektionsucht.
- Uwe:** Der gesellschaftliche Rahmen, in den ich das Problem stelle, ist eine wunderbare Ausrede, selbst nichts zu tun. Wenn du dich hinter dem 'Du benimmst dich wie eine typische Frau, wie ein typischer Mann' versteckst, ist bald der Punkt erreicht, wo keiner mehr was tut und man den Hut drauf haut.
- Erica:** Diese Erfahrung habe ich gemacht, aber so zu tun, als wären wir in der persönlichen Beziehung losgelöst von der Gesellschaft, ist auch falsch. Ich habe gewisse Einsichten und muß trotz dieser Einsichten versuchen, die Beziehung zu gestalten.
- Uwe:** Streit doch ordentlich mit deinem Freund, da ist es scheißegal, was die Gesellschaft rund um mich macht. Jetzt will ich den oder die wirklich umarmen oder mit ihr streiten.
- Irene:** Du streitest nicht nur so, du streitest ja um bestimmte Sachen.
- Ulli:** Man streitet um viele Dinge, die aus der gesellschaftlichen Struktur kommen.
- Erica:** Den totalen Anspruch, daß wir Emanzipation hier und jetzt leben können, stelle ich nicht mehr.
- Uwe:** Wann oder wo denn sonst?
- Erica:** Du kannst mit Widersprüchen leben.
- Erich:** Die Linken haben zuerst immer ihre persönlichen Probleme nicht bewältigt. Nicht einmal den Versuch unternommen, weil die Versuche laufen immer über das gesellschaftliche Problem.
- Herwig:** Kürzlich traf ich einen Bekannten am Land. Er ist gerade braungebrannt aus dem Urlaub gekommen, gut gelaut und völlig selbstsicher. Ich war schon sehr frustriert, wie ich den gesehen habe. (Gelächter).
- Irene:** Ich kenne diesen Neid sehr gut. Neid auf Leute, die voll mitmachen in dem Werkel, das ich ablehne und denen es dabei noch gut geht.
- Erich:** So wollen wir nicht glücklich sein, aber da gibt es noch eine andere Art. Du schaust es nur von außen an und empfindest es als kläß.
- Erica:** Unlängst habe ich im Café Landmann einige Mädchen aus der Oberschicht gesehen, alle glücklich und unheimlich

- schön. Und ich bin dabeigesessen und habe einen irrsinnigen Neid gehabt. Die haben mir nicht gefallen, ich möchte nicht so aussehen, aber gleichzeitig war ich neidig, ich habe mir gedacht 'Denen geht es gut'.
- Erich:** Aber denen geht es nicht gut, wenn du sie näher kennlernst.
- Erica:** Aus meiner Perspektive schon.
- Erich:** Ich fühle mich glücklicher als diese Leute.

Ein Blick zurück

Wolfgang Maderthaner

Sozialismus und Moral

Das Beispiel der Austromarxisten

„Das stärkste erzieherische Moment in der Arbeit der Sozialdemokraten war das moralische: der Enthusiasmus, mit dem sie ihre Aufgaben anpackten, der glühende Wille zum Fortschritt, die Bereitschaft des Einzelnen, für die gute Sache Opfer zu bringen. Enthusiasmus ist, Gott sei Dank, ansteckend. Die Gesinnung der älteren Genossen übertrug sich durch die Macht des Beispiels auf die, welche neu hinzukamen. (...) Die Sozialdemokratie appellierte an die besten Kräfte in der Seele des österreichischen Volkes; stürmischer Widerhall war der Lohn, der ihr zuteil wurde.“ (Albert Fuchs, *Geistige Strömungen in Österreich 1867-1918*, Wien 1949, Neudruck 1978, 91f)

Der das im Londoner Exil schrieb, sollte drei Monate nach seiner Rückkehr nach Wien im November 1946 sterben; er kam nicht mehr dazu, der Arbeiterbewegung „in Wort und Tat und nach besten Kräften“ zurückzuerstatten, „was er ihr schulde“ — wie es der Bürgersohn Fuchs in seiner Biographie formuliert hatte. Er bezieht sich in der zitierten Stelle auf die Sozialdemokratie nach Hainfeld und vor dem ersten Weltkrieg. Und natürlich liegt er mit seiner Einschätzung der Dinge nicht falsch. War es nicht der Arzt Viktor Adler gewesen, der kranke Proletarier umsonst behandelte, mit seinen erschütternden Sozialreportagen vom Elend der Wienerberger Ziegelsklaven das öffentliche Gewissen aufrüttelte und der, um ein öffentliches Beispiel zu geben, abinent geworden war? Waren nicht viele der rauschebärtigen, patriarchalischen Funktionäre der verschiedenen Arbeiterbildungsvereine — die durch nichts mehr zu beleidigen waren, als durch den Vorwurf, „vaterlandslose Gesellen“ oder schlechte Familienväter zu sein — geradezu ein Muster an moralischer, gesinnungsmäßiger und intellektueller Lauterkeit? Fuchs hat zweifelsfrei irgendwo recht: die Sozialdemokratie Viktor Adlers war in großen Teilen eben auch eine moralische Bewegung — enthusiastisch, umfassend, puritanisch. Dazu, und zu der sich

teilweise sogar gegen die offizielle Parteilinie aus spontanen Anfängen überaus kraftvoll entwickelnden Arbeiterkulturbewegung in frappantem Gegensatz, steht das Versagen der Sozialdemokratie auf politischer Ebene. Um 1910 zerfiel sie in nationale Gruppen; 1914 unterstützte sie den imperialistischen Krieg; 1918 verpaßte sie die historische Chance zur Machtergreifung. Die Republik stellte Aufgaben, denen sie schlußendlich nicht gewachsen sein sollte. Um nicht mißverstanden zu werden — es kann und soll hier nicht um eine nachträgliche Denunziation der besserwisserischen Art gehen. Das war vor einem Jahrzehnt modern und hat zu einer Reihe geradezu erstaunlicher Fehleinschätzungen durch sonst nicht einmal schlechte Historiker geführt. Aber gerade im Zusammenhang unseres Themas muß die Sozialdemokratie an ihren eigenen, von ihr selbst gestellten Aufgaben und Zielen gemessen werden; und das waren nun einmal proletarische Revolution und allumfassende Emanzipation des Individuums. Aber aus der Partei war schnell die „k.k. Sozialdemokratie“ geworden. Viktor Adler hat sich in einem Brief an Engels einmal in der für ihn typischen, humorig-zynischen Art als „Hofrat der Revolution“ bezeichnet. (V. Adler, Aufsätze, Reden und Briefe, 1. Heft, Wien 1922, 43).

Anspruch

Diese latente und permanente politische Schwäche führte dann in der „Blütezeit“ des Austromarxismus, der Ersten Republik also, zu einer Konzeption mit starker Betonung des erzieherischen, subjektiven und letztlich „moralischen“ Moments. Eine schrittweise Umgestaltung in Richtung sozialistischer Gesellschaft wurde eng an die Veränderung des Einzelindividuums im sozialistisch-solidarischen Sinn gebunden, an den Versuch des Aufbaus einer „proletarischen Alltagskultur“ ebenso wie an den Versuch der Vorwegnahme des sozialistischen Menschen innerhalb der bestehenden Verhältnisse.

In dem Ausmaß, wie sich die politischen Verhältnisse kontinuierlich verschlechterten und die „revolutionäre Umgestaltung der Wirtschaftsordnung“ in eine ferne, wenngleich auch für die austromarxistischen Theoretiker durch die ökonomische Entwicklung nachgerade determinierte sozialistische Zukunft projiziert wurde, gewann der subjektive Faktor „sozialistische Lebensreform“ an Bedeutung. Der Entwicklung einer sozialistischen Erziehungstheorie, der kulturrevolutionären Erprobung und Antizipation einer alternativen gesellschaftlichen Synthese und dem Versuch der Realisierung neuer, gegenüber den herkömmlichen Methoden

unzweifelhaft fortschrittlichen und emanzipativen Erziehungsprinzipien kam so entscheidende Bedeutung zu. Im Rahmen der Partei sollte die Arbeiterklasse auf ihren „historischen Beruf“ vorbereitet werden. Das Ziel innerhalb der Bildungs- und Erziehungsorganisationen war jedenfalls klar umrissen: Eine wirklich revolutionäre Avantgarde wird nur aus jungen Menschen gebildet werden können. (...) Freilich wird der Typus des Individuums, den es heranzubilden gilt, grundverschieden sein von dem, was man heute meistens eine Individualität nennt. Nicht das egoistische Individuum haben wir zu entwickeln, sondern das in vollem Bewußtsein seiner selbst und um seiner selbst der Gemeinschaft dienende. (Otto Spranger, Zur Intensivierung der Bildungsarbeit. In: Der Kampf, Jg. 25/1932, 177f) Der dekadenten, verkommenen Moral des als herrschender Klasse (scheinbar) anachronistisch gewordenen, verkommenen Bürgertums wurde also die „neue Moral“ des aufsteigenden Proletariats gegenübergestellt. Und proletarische Klassenmoral, das hieß zuerst und vor allem: Disziplin, Kampfbereitschaft und Solidarität.

Wirklichkeit

All dem stand jedoch zunächst ein nicht ganz unbedeutender Faktor entgegen — die alltägliche Praxis, die Bewußtseins- und Bedürfnisstrukturen des Proletariats selbst. Sofern nicht bei ganz bestimmten Arbeiterkategorien durch lange Traditionen der Kampfbereitschaft, der sozialen Konstituierung und gleichsam ererbten nachwirkenden Widerstandsformen und -potentialen historisch gewachsen, wußten breite Schichten der Arbeiterschaft mit der nunmehr propagierten, durch und durch rigiden „Klassenmoral“ wenig anzufangen. Zahlreich und immer wiederkehrend sind die Klagen, daß das Proletariat „noch tief in der bürgerlichen Klassenmoral steckt“, es diese für „eine ewige Menschenmoral“ hält. Der neben Max Adler wohl bedeutendste austromarxistische Erziehungstheoretiker, der in einem jesuitischen Gymnasium ausgebildete Otto Felix Kanitz schließt sich etwa in seiner 1925 erschienenen Broschüre „Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft“ der Definition Otto Rühles von der proletarischen Familie „als die im äußersten Zustand der Zersetzung und Auflösung befindliche, mit allen Mängeln, Disharmonien und Gebrechen des Niedergangs behaftete Kleinbürgerfamilie“ an (S. 38), bezeichnet sie als „Klassenstaat im kleinen“ und als Ort der „körperlichen und geistigen Vergewaltigung“ der Kinder (S. 48) und kommt zu dem Schluß, daß „die proletarische Familie, durch Not

gedrängt, durch Tradition verführt, durch bürgerliche Ideologie betört und schließlich durch psychologische und soziologische Unkenntnis gehemmt, ihre Kinder im Sinne des Kapitalismus erzieht (S. 53). In ganz ähnlichem Sinn argumentiert auch der sozialdemokratische Kulturtheoretiker Richard Wagner, wenn er die Rolle des proletarischen Vaters innerhalb der Familie analysiert: „Der Unterdrückte in der Werkstatt und in der Gesellschaft draußen wird zu Hause zum harten Herrn. (...) Getreulich übt er an Weib und Kind, was er sich selbst heute kaum mehr vom Unternehmer gefallen ließe. Er mißbraucht seine Stärke gegen die Schwächeren, schmettert jeden Auflehnungsversuch mit Ohrfeigen oder auch mit Wurfgeschossen nieder. Und nennt das Ordnung im Hause! Die Herrschaftsklasse hat an manchem Arbeitervater den besten Feldweibel für die künftigen Soldaten der Lohnarbeit, für die künftigen gehorsamen Knechte ausbeutender, strafender und rächender Gewalt.“ (Der Klassenkampf im Proletarierheim. In: Bildungsarbeit, Jg. 13, 7-8/1926, 114f.)

Die Tatsache, daß weite Teile selbst der organisierten Arbeiterschaft neuen, sozialistischen Erziehungsprinzipien skeptisch bis offen ablehnend gegenüberstanden, die offensichtliche völlige Unfähigkeit der Arbeiterfamilie in Erziehungsfragen verlangte einerseits nach einer Zusammenfassung der Arbeiterkinder in Horten, um sie zumindest zeitweise in solidarisch-koedukativem Sinn erziehen zu können, andererseits nach einer Klärung über die notwendige Richtung der Erziehungsarbeit. Sie ist eng mit den theoretischen Arbeiten von Max Adler und Otto Felix Kanitz verbunden. Insgesamt sollte eine „geistige“ Loslösung der Arbeiterkinder aus der „alten Welt des Kapitalismus“ die Vorbereitung auf den Aufbau der „neuen Welt“, eben des Sozialismus, bedeuten. Kanitz forderte in diesem Sinn immer wieder vehement die permanente, alltägliche und allstündliche Revolution „gegen all das Morsche und Alte, das in uns noch lebt und wirkt.“ (Kampf und Bildung, Wien 1920, 6). Endprodukt einer solchen „wahrhaft revolutionären“ Erziehung sollte nichts geringeres als der „Neue Mensch“ sein, der von jeglicher (Klein-)Bürgermoral befreite „freudige“ und „tatkraftige“ Mensch, der sich bewußt als „Teil der ringenden, aufwärtsstrebenden Menschheit“ begriff, der „seinen gesunden Körper und seinen gesunden Geist in den Dienst der Aufwärtsentwicklung der Gemeinschaft stellt.“ (Kanitz, Geschlechtliche Erziehung. In: Sozialistische Erziehung, Jg. 2, 4/1922, 90). Der Sozialismus sollte so über eine rein polit-ökonomische oder auch massenkulturelle Erscheinungsform hinaus zur Persönlichkeitsaufgabe, zu einer moralischen Kategorie schlechthin werden. Im Rahmen einer „soziologisch-psycho-

logischen Synthese“ hatte die Erziehung zu revolutionärem Klassenbewußtsein, zu Solidarität und kollektivem „Klassengefühl“ und schließlich und am wichtigsten zur „freiwilligen Unterordnung unter den Willen der Klasse“ also zur Klassendisziplin, zu erfolgen. Die sozialistischen Erziehungsprinzipien zeigen so eine eigentümliche und charakteristische Ambivalenz aus Emanzipation und Disziplinierung, kollektiver Solidarität und strikter Rigidität. Wie sah nun das idealtypische Produkt dieser Erziehung aus? Zu diesem Zweck sei aus den „Geboten der Falken“ zitiert: Der Rote Falke bekennt sich zur Arbeiterklasse, sieht jeden arbeitenden Menschen als Freund und Bruder an, achtet jede ehrliche Überzeugung, auch wenn er sie bekämpft, führt die Anordnungen seines selbstgewählten Führers stets aus, hütet seinen Körper und stählt ihn. Er ist seinen Genossen stets treu, ist stets hilfsbereit, mutig und nie verzagt, zuverlässig und pünktlich, ist stets rein in Gedanken, Worten und Taten, ist enthalten und ein Kämpfer gegen alle Rauschgifte und schließlich ein Freund und Schützer der Natur (Anton Tesarek, Das Buch der Roten Falken, Wien 1926, 26). Erstaunlich an diesem restriktiven Moralkodex aber ist, daß er in weiten Teilen der sozialistischen Jugendbewegung tatsächlich befolgt wurde. Trotz gemischtgeschlechtlicher Gruppen, trotz einer — vor dem damaligen gesellschaftlichen Hintergrund — unbefangenen Einstellung etwa zu Fragen der Freikörperkultur, trotz Propagierung der „Kameradschaftsehe“ (das Zusammenleben auf Probe und ohne Trauschein), trotz theoretischer Anerkennung der größten Freiheit im Sexualleben bildete sich ein von einem umfassenden Puritanismus geprägter „sozialistischer“ Lebensstil heraus. Rupert Wechselbaum, ehemals aktives Mitglied der SAJ und des Republikanischen Schutzbundes, schätzt — wie immer problematisch solche Versuche einer nachträglichen Quantifizierung auch sein mögen —, daß etwa 20 Prozent der organisierten Arbeiterjugendlichen bewußt diesem Lebensstil folgten. Und umfassend puritanisch war dieser gerade in Bezug auf unbedingte Abstinenz und sexuelle Enthaltensamkeit. Schon 1913 hatte etwa Therese Schlesinger in einer Aufklärungsserie für Mädchen in der „Volkstribüne“ „Ihre Moral und unsere“, also die des dekadenten Bürgertums und jene des „gesunden“ Proletariats gegenübergestellt und den jungen Arbeitermädchen zur Enthaltensamkeit geraten; wenn „es“ aber sein müsse, dann nur mit einem klassenbewußten Genossen.

Und schließlich war es wieder O. F. Kanitz, der das Verhältnis zwischen den Geschlechtern innerhalb der sozialistischen Jugendbewegung auf reine Kameraderie festzulegen trachtete. Dieses Zitat soll am Schluß unserer Überlegungen

stehen, enthält es doch alles, was die Qualität und Faszination, aber auch die Zwiespältigkeiten und Rigiditäten austromarxistischer Erziehungs- und Zukunftsvisionen charakterisiert.

„Junge Menschen, die dereinst die Welt umgestalten wollen, dürfen nicht ziel- und haltlos ihren Trieben gehorchen. Junge Menschen, die große Aufgaben in der Welt vollbringen wollen, müssen auch ihren Geschlechtstrieb ihrem sittlichen Willen unterordnen. Wir jungen Arbeiter dürfen in den Mädchen nicht nur Geschlechtswesen sehen, sondern gleichberechtigte Persönlichkeiten, Mitstreiterinnen für den Sozialismus. Und die jungen Arbeiterinnen müssen einen gewissen inneren Stolz haben, der sie hindert, sich so zu gebahren, daß sie nicht immer wieder von den Jungen umschwärmt werden. Koketterie hat in unseren Reihen nichts zu suchen. Wir wollen freie, aufrechte, einander achtende Menschen sein. Unser Verkehr untereinander sei fern von häßlicher Gier oder unnatürlicher Scheu. Als gute Kameraden wollen wir miteinander leben.“ (Kanitz, Kampf und Bildung, 22)

Uwe Bolius

Moral? Linke Moral gar?

Aristoteles und Kant — ein Vergleich.

Moral hat immer mir zwei Dingen zu tun: mit einem Ziel, oder mit mehreren, das angestrebt wird. Und mit einer Person, einem Individuum, oder mehreren, einem Kollektiv, das anstrebt. Eine Moral ohne Streben ist nicht denkbar, eine Moral ohne Ziel ist absurd.

Im Streben liegt der Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Im Ziel liegt der persönliche/politische Wert.

Daß es eine „rechte“ Moral gibt, wurde nie bezweifelt. Der Papst, Ronald Reagan, Zimmermann und Pornojäger Humer wissen seit je, was GUT ist. Politisch: mehr Rüstung, na klar! Und moralisch: mehr Moral. Was sonst.

Aber: gibt es auch eine „linke“ Moral? Existiert so etwas überhaupt? Und wenn ja: wodurch unterscheidet sie sich von der „rechten“, der einzig „richtigen“ Moral, wie ihre Vertreter glauben? Nur in den Zielen? DEM Ziel? Ihren Werten? Oder auch im Streben danach? Der Kluft zwischen Theorie und Praxis?

Aristoteles und Kant

Ich habe mir, nach langer Zeit der Abstinenz, wieder einmal zwei Philosophen herbeigeholt, um diese Frage konkret an Hand zweier Beispiele zu beantworten: Aristoteles und Immanuel Kant. Der eine ist mehr als 2000 Jahre tot, ein Grieche, der andere erst knappe 200, ein Deutscher. Aristoteles ist — für mich — der typische, wenn auch immens gescheite Vertreter einer „rechten“ Moral. Kant ist — für mich — wenigstens teilweise ein Linker. Beide Philosophen haben jeweils IHRE MORAL geschrieben. Aristoteles die „Nikomachische Ethik“ (und zwei kleinere Werke, vielleicht auch andere, die verschollen sind). Kant schrieb, nach der theoretischen, die „Kritik der praktischen Vernunft“, sowie andere Werke über Moral oder Ethik; beide Begriffe werden von mir gleichgesetzt; die von mir großgeschriebene MORAL meint außerdem immer das intellektuell ausgebildete, schriftlich niedergelegte System der Moral. Worin unterscheiden sich die zwei MORALEN, worin sind sie gleich, oder zumindest ähnlich?

Um es kurz zu sagen: gleich oder ähnlich sind sich beide MORALEN darin, daß sie ausschließlich vom Einzelmenschen, vom Individuum, der in Raum und Zeit konkret vorhandenen Person, ihren Leidenschaften und Gefühlen, Sehnsüchten und Tugenden, Rechten und Pflichten handeln. Die Moral einer Gruppe, eines Kollektivs, einer großen Gemeinschaft (Stadt oder Staat) kommt in beiden MORALEN nicht vor, wird vorausgesetzt, wird in deutlich davon unterschiedenen Arbeiten abgehandelt. Beim Aristoteles in der „Politik“ und anderen, verstreuten Stellen. Beim Kant in der „Metaphysik der Sitten“ und in seinem Alterswerk, dem Traktat „Zum ewigen Frieden“. Dort taucht plötzlich sogar so etwas wie eine „MORAL DER MENSCHHEIT“ auf: eben der ewige Friede. Ich empfinde diese Schrift Kants, gerade in ihrer Paragrafenkurze, als die vor 200 Jahren vorweggenommene UNO-Charta von heute.

Der Unterschied zwischen der MORAL des Deutschen und der des Griechen ist eklatant, liegt auf der Hand: Kant hat eine MORAL der Freiheit geschrieben, Aristoteles eine des griechischen Gelehrten. Die Moral der Freiheit ist (wenigstens

teilweise) links, die Moral des antiken Intellektuellen ist rechts.

Ist es so, ist es nicht so — gerade heute, erst recht?

Übersetzungsprobleme

Aristoteles ist, in der Übersetzung aus dem Griechischen, an manchen Stellen nahezu unlesbar; man muß sich immer erst die Übersetzung übersetzen. Denn solch einen Stumpfsinn kann der große Grieche doch nicht gedacht, geschrieben haben, wie etwa diesen:

„Die Glückseligkeit ist eine der Tugend gemäße Tätigkeit.“ (...) „Vollkommen ist die Freundschaft der Tugendhaften und an Tugend Ähnlichen. (...) Denn die schlechthin Tugendhaften sind schlechthin gut und einander gegenseitig nützlich, und ebenso auch angenehm. (...) Es ist freilich anzunehmen, daß solche Freundschaften selten sind. Denn wenige Menschen sind derart.“⁽¹⁾

Wenn ich versuche, diese Übersetzung für mich noch einmal zu übersetzen, um ihr einen gewissen Sinn zu geben, den gleichen, den Aristoteles ungefähr gemeint haben könnte, dann würde die oben zitierte Passage etwa folgendermaßen lauten:

„Das Glück des Menschen entspringt nur aus Arbeit, und zwar aus autonomer Arbeit. (...) Vollkommen ist eine Freundschaft nur unter selbstbestimmten Menschen, oder bei den um Selbstbestimmung bemühten. (...) Denn der wirklich Selbstbestimmte ist autonom, er hilft dem anderen um seiner selbst willen, seine Hilfe wird vom anderen akzeptiert, das macht ihm Freude. (...) Es ist freilich anzunehmen, daß solche Freundschaften (unter wirklich Selbstbestimmten) selten sind, denn wenig Menschen sind so: autonom.“

Der griechische Autonomiebegriff der Tugend

Freilich: Selbstbestimmung ist für Aristoteles etwas ganz anderes als für Kant. Zwischen beiden klafft der Begriff der Freiheit. Selbstbestimmung heißt für den Griechen etwa: Als griechischer Bürger in seiner Polis autonom, autark nur von sich selbst — und seinen Sklaven — abhängig zu sein. Selbstbestimmung in Vollendung, also Glück, heißt für den Philosophen: Ein Leben lang selbstbestimmt denken, die Welt betrachten, und seine Gedanken mit anderen Denkern friedfertig austauschen zu können. Die im griechischen Text so oft strapazierte „Freundschaft der Tugendhaften“, bei der uns eher die „Fromme Helene“ von Wilhelm Busch als etwas Ernsthaftes einfällt, ließe sich also sinnvoller Weise etwa mit dem Begriff übersetzen: „Solidarität der Autonomen“, oder, auf ganz deutsch: „Gemeinschaft von Selbstbestimmten“.

Dieses griechische Autonomie-Ideal gilt für Bauern ebenso wie für Kaufleute oder Handwerker — für alle griechischen Bürger also, die „frei“ geboren waren. **Ausdrücklich nicht** gilt es für Sklaven: „Die Glückseligkeit erkennt niemand einem Sklaven zu,“ und dahinter das typisch aristotelische Schwänzchen, denn der Mann war ja gescheit genug, die wirkliche Wirklichkeit zu kennen: „außer es müßte auch sein Leben (das des Sklaven) dem entsprechen,“ (d.h. das Leben eines Freien, somit nicht sklavenhaft sein.)

Allerdings gibt es für Aristoteles auch in der Autonomie/Tugend klare Rangunterschiede: Die höchste Form (Vollendung) solch einer „Freundschaft von Tugendhaften“ ist die unter Denkern, Philosophen, Naturforschern.

Man sieht also: Hier wird die eigene Lebensweise, die eigene Existenz, zum Ziel **aller Menschen** erklärt.

Aller Menschen?

Ja, hier liegt das zentrale Problem: Aristoteles kennt den Begriff DES Menschen nicht. Der Sklave scheidet aus dem Bereich des Menschlichen aus, er ist per definitionem Sache, Besitz; hat kein Eigenleben — außer (hier wieder das für den klugen Mann so typische aristotelische Schwänzchen), der Sklave lebt als Herr, hat die NATUR eines Herren; Aristoteles weiß einfach zu genau, daß sich auch in einer Sklavenhaltergesellschaft die Macht- und Besitzverhältnisse gelegentlich, im Einzelfall, umkehren können; das heißt: der Sklave herrisch und umgekehrt, der Herr sklavisch sein können. Flugs macht er eine jeweils dazugehörige NATUR des Herren/des Sklaven daraus. Wie beide Menschen sein können, ist ihm theoretisch ein Rätsel, so sehr er von der Praxis auch weiß, daß beides möglich ist: ein Sklave freigelassen und ein Herr (etwa durch Krieg) versklavt werden kann. Aber auch der Nichtgriecher, der Barbare, ist für Aristoteles eigentlich kein richtiger Mensch. Also beginnt er, bei diesem Problem angekommen, immer zu schwindeln; wird hilflos; redet sich heraus.

Mehr als seine Zeit und Gesellschaft auf den Begriff zu bringen, wie Hegel später sagen wird, schafft kein Mensch; auch der klügste Philosoph nicht. Aristoteles' begriffliche Schwäche in allem, was DEN MENSCHEN betrifft, war nicht die **seine**, kein individueller Mangel oder Fehler, sondern die Schwäche seiner Zeit, der antiken Gesellschaft, die zwar imstande war, eine Hochkultur zu schaffen; aber nur mittels Sklaven. Im Herz des antiken Humanismus pochte ein Stein. Oder, weniger moralisch formuliert: das antike Denken basierte, auch in seinen äußersten Spekulationen, auf einer ökonomischen Basis, der Sklaverei, die immer vorausgesetzt

blieb. An keiner einzigen Stelle war es imstande, diese Voraussetzung zu durchbrechen, sich wenigstens theoretisch ins Bewußtsein zu heben.

Am Beispiel Sigmund Freud

Um uns an einem etwas vertrauteren Beispiel klar zu machen, was das heißt: Für Sigmund Freud war und blieb DAS WEIB sein ganzes Leben lang ein einziger erratischer Block, zu dem er kaum einen Zugang fand und der ihn, wie wir heute dank der Frauenbewegung wissen, zu manchmal grotesken Fehlurteilen verführte. Ebenso fremd war Aristoteles, der gesamten Antike, der schlichte Gedanke, ein Sklave sei ein Mensch. Auch die jeweiligen Gründe liegen parallel: Aristoteles benötigte die Arbeitskraft der Sklaven für sein Philosophieren, Sigmund Freud die Arbeitskraft seiner Frau für die Psychologie. Dem großen Griechen hat wahrscheinlich ein Sklave das Essen gekocht, dem großen Seelenarzt seine Frau; oder eine Köchin.

Die Lehre von der Tugend = Autonomie

An einem zentralen aristotelischen Begriff, dem der Tugend (Areté, von mir mit Selbstbestimmung oder Autonomie übersetzt), möchte ich jetzt zeigen, welche Auswirkungen dieser strukturelle Mangel der Antike auf die Begriffsbildung hatte. Die Unfähigkeit, einen allgemeinen Begriff des Menschen zu bilden — weil man ja menschenlose Menschen, Sklaven, für die eigene Existenzsicherung benötigte), führte den großen Denker zu Begriffen, die für die Heutigen oft kaum mehr verständlich sind.

Ich habe vorgeschlagen, den aristotelischen Begriff der „Tugend“ durch den der Autonomie zu ersetzen. Na gut. Doch wenn ich jetzt in Einzelheiten gehen soll, beginne ich schon zu stolpern. Welche Tugenden/Laster behandelt Aristoteles denn?

- die Tapferkeit/Feigheit
- die Besonnenheit/Zügellosigkeit
- die Mäßigkeit/Mäßlosigkeit
- die Freigebigkeit/den Geiz
- die Großartigkeit/Kleinlichkeit
- die Großgesinntheit/den Kleinmut (Ehre und Unehre)
- die Gerechtigkeit/Ungerechtigkeit (der er ein eigenes Kapitel widmet, wo sie in nahezu mathematischen Gleichungen beschrieben wird).

Jede dieser Tugenden ist dadurch bestimmt, daß sie eine „Mitte“ zwischen zwei Extremen, dem „Überfluß“ und dem

„Mangel“ ist. Tapfer ist nach Aristoteles nicht der, der wild auf den Feind losstürmt, sondern der, der seine eigenen Kräfte ebenso wie die Gesamtlage auf dem Schlachtfeld richtig abzuschätzen vermag und seine Entscheidungen nach diesem Urteil trifft. Der Tapfere ist also weder tollkühn noch feige, sondern umsichtig — manchmal sogar vorsichtig — aggressiv. Die „Tugend“ paart sich für Aristoteles also notwendig mit der rechten „Einsicht“ in die jeweilige Lage des Einzelnen und seiner Umwelt. Also genau das, was wir heute üblicherweise als Selbstbestimmung, Autonomie bezeichnen.

Aber: welche „Tugenden“, „Autonomien“, „Selbstbestimmtheiten“ beschreibt Aristoteles denn?

Ausschließlich die des wohlhabenden, gebildeten, griechischen Staatsbürgers, der all das zusammenbringt, was der Philosoph von ihm verlangt. Die „Tugend“ eines Sklaven in den Silberminen von Kap Sunion, möglichst den Peitschenhieben der Aufseher zu entgehen, wird nirgends beschrieben; diese Art lebensrettender Klugheit galt nicht als Tugend. Tapfer, besonnen, mäßig, freigebig, großartig, ehrenvoll, gerecht usw. kann nur ein Mensch sein, der erstens Zeit und Geld hatte, sich all diese Haltungen anzugewöhnen; dann sie zu üben, immer wieder aufs neue zu betätigen; schließlich sie — als Philosoph reflektierend — in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und, sofern er ähnliche „Tugendhafte“ findet, gemeinsam mit ihnen in diesen seltsam schwebenden, hochgradig eintrainierten Haltungen zu leben, ja, sogar glücklich zu werden.

Aristoteles beschreibt also das Glück einer winzigen Elite: der des griechischen Bildungsbürgertums, einschließlich Teilen des Adels.

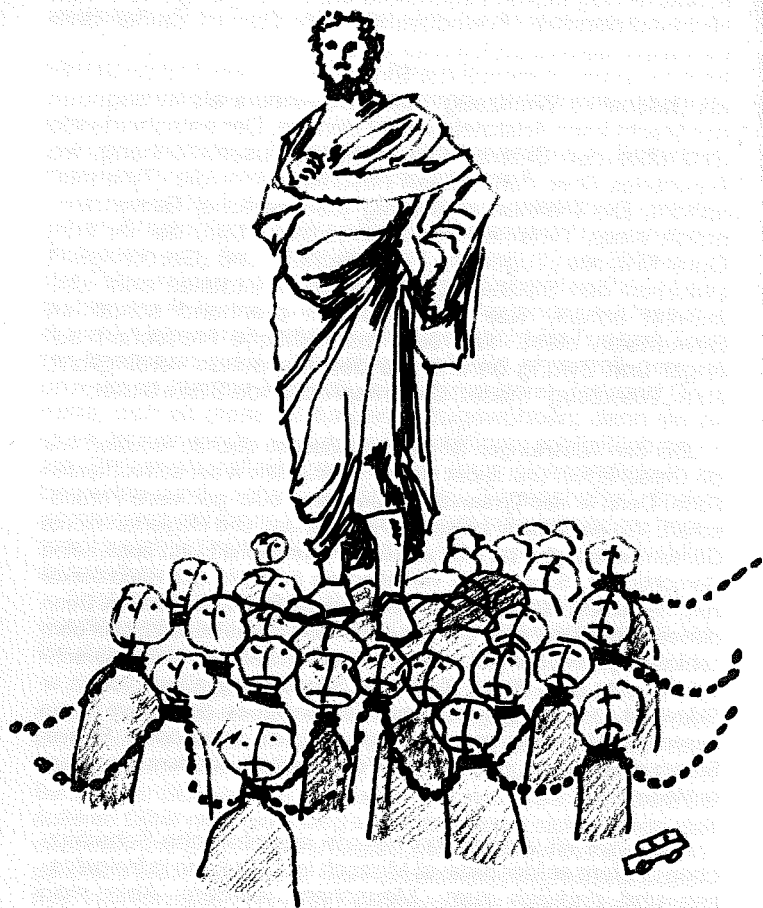
„Der Glückselige wird als Mensch auch in äußeren guten Verhältnissen leben müssen. Denn die Natur genügt sich nicht selbst zum Betrachten; dazu bedarf es auch der leiblichen Gesundheit, der Nahrung und alles anderen, was zur Notdurft des Lebens gehört (zum Beispiel der Sklaven, U.B.). Indessen darf man, wenn man ohne die äußeren Güter nicht glücklich sein kann, darum nicht meinen, daß dazu viele und große Güter erforderlich wären. Denn daß einer genügend und die Möglichkeiten des Handels habe, liegt nicht am Überfluß. Man kann auch, ohne über Land und Meer zu herrschen, sittlich handeln. Auch mit mäßigen Mitteln läßt sich der Tugend gemäß (= selbstbestimmt, U.B.) handeln. Man kann das deutlich daran sehen, daß die Privatleute den Fürsten im rechten Handeln nicht nachstehen, sondern eher voraus zu sein scheinen. Es genügt also, wenn die nötigen Mittel (inklusive Sklaven, U. B.) vorhanden sind. Denn das Leben wird glücklich sein, wenn es in tugendgemäßer Tätigkeit (= selbstbestimmter Arbeit, U. B.) verbracht wird.“

Aristoteles: der Philosoph des schmalen, aber die Moral bestimmenden, griechischen Mittelstandes! Der nach unseren heutigen Gesellschaftsbegriffen wohl eher so etwas wie eine Oberschicht war.

Deutlich wird dieser eigentümlich enge, ja, sozial eingeschnürte Begriff von Autonomie an seinem Gegenteil: dem Nicht-Autonomem, Fremdbestimmten. Das ist (außer dem Barbaren, dem Aristoteles als einzigem das Laster der „Rohheit“ zuschreibt) einmal der Sklave. Er wird expressis verbis als „beseeltes Werkzeug“ definiert. Anders als in Begriffen der Macht kann Aristoteles nicht denken. Der entscheidende Satz über den Sklaven fällt in einem Zusammenhang, wo Aristoteles über den antiken Faschismus — die „Tyrannis“ spricht. Die (nennen wir ruhig faschistische) Gewaltherrschaft eines Tyrannen macht in jedem Staat, der ihr zum Opfer fällt, alle „Tugend“, „Freundschaft“ und „Gerechtigkeit zwischen den Staatsbürgern“ kaputt. Aristoteles sieht also äußerst scharf, was uns Heutigen brennend scharf im Bewußtsein steht: daß eine faschistische Herrschaft auf Angst und Zwang beruht, die den Menschen verdinglicht, zum „Werkzeug“ macht. Die entsprechende Stelle lautet:

„Bei den Ausartungen ist die Freundschaft ebenso reduziert wie die Gerechtigkeit und findet sich am wenigsten in der schlechtesten Form. Denn in der Tyrannis gibt es wenig oder gar keine Freundschaft. Wo es nämlich zwischen Regierenden und Regierten nichts Gemeinsames gibt, da gibt es keine Freundschaft und auch keine Gerechtigkeit. Sondern da verhalten sie sich wie der Handwerker zum Werkzeug, die Seele zum Leib und der Herr zum Sklaven. Denn dieses erfährt zwar alle Fürsorge durch den, der es benutzt, aber dem Leblosen gegenüber gibt es keine Freundschaft und keine Gerechtigkeit; nicht dem Pferd, Rind oder Sklaven gegenüber, sofern er Sklave ist. Denn da gibt es nichts Gemeinsames: der Sklave ist ein beseeltes Werkzeug und das Werkzeug ein unbeseelter Sklave. Sofern er Sklave ist, gibt es keine Freundschaft, sondern nur sofern er Mensch ist.“

Auch hier ist wieder das typisch aristotelische Schwänzchen „sofern er (der Sklave) Mensch ist“. (Er kann ja freigelassen und dadurch zum „Menschen“ werden). Aber man beachte den Zusammenhang! Der Tyrann macht das Volk zum „Werkzeug“, zum „Sklaven“. Das darf er klarerweise nicht. Denn er vernichtet dadurch im Staat alle Tugend, Freundschaft und Gerechtigkeit. Die gibt es vor allem in der Demokratie, erfahren wir einen Satz später. „Denn wo sie (die Regierenden und die Regierten, U. B.) **gleichstehen**, dort gibt es viel Gemeinsames.“



Der Tyrann, der faschistische Führer, darf also die Bürger nicht zum Werkzeug machen, sonst würden aus ihnen Sklaven. Aber die Bürger, die möglichst demokratisch organisierten natürlich, die dürfen sich schon Sklaven halten! „Beseelte Werkzeuge“ haben! Mit denen sie, „sofern sie Menschen sind“, sogar Freundschaften schließen dürfen. Wie edel. Deutlicher läßt sich das Recht der Mächtigen in einer Sklavenhaltergesellschaft wohl kaum definieren: wer Mensch ist, bestimme ich! Die Menschenrechte sind teilbar! Für die Antike. Genauer: Es gibt sie gar nicht. Man braucht sie daher nicht zu teilen. Aristoteles, die Antike, kennt den Begriff DES Menschen nicht. Denn MENSCH zu sein hieß damals automatisch, in — wenigstens minimaler Weise — HERR zu sein. Und heute?

An einem anderen Begriff, der ihm oft wie beiläufig unterläuft, ohne daß er ihm in der „Nikomachischen Ethik“ viel Aufmerksamkeit schenkte, läßt sich ebenfalls zeigen, wie elitär, sozial auf eine hauchdünne Oberschicht beschränkt, Aristoteles' Vorstellungen vom Menschen sind. Es ist der Begriff der MENGE, der MASSE. Sie kommt an mehreren Stellen, immer im gleichen Zusammenhang vor, und wird nie anders als negativ bewertet: die „große Masse“ ist SCHLECHT, SKLAVISCH, lebt nur der LEIDENSCHAFT und der LUST, also den VERNUNFTLOSEN SEELENTHEILEN.

„Nun aber scheint es, daß sie (bloße Worte über die Tugend) zwar die Kraft haben, die edelgearteten (!) unter den jungen Leuten zu ermahnen und anzuspornen und einen vornehmen (!) und wahrhaft das Schöne liebenden Charakter an die Tugend (= Autonomie) zu fesseln; die **große Menge** aber vermögen sie (die Worte) nicht dahin zu bringen. Denn diese gehorchen ihrer Natur nach nicht der Ehrfurcht, sondern der Angst, und sie lassen sich vom Schlechten nicht durch die Schande, sondern nur durch die Strafe abhalten. Denn sie leben der Leidenschaft und suchen die ihnen gemäße Lust und was ihnen diese verschafft, und fliehen den entsprechenden Schmerz, vom Schönen und wahrhaft Lustvollen aber haben sie nicht einmal einen Begriff, da sie nie daran geschmeckt haben. Was für eine Rede soll solche Menschen umgestalten? Es ist kaum, oder doch nicht leicht möglich, was seit langem in den Charakter aufgenommen wurde, durch das Wort wieder zu vertreiben.“

An dieser und der folgenden Stelle wird klar, wie blind Aristoteles für gesellschaftliche Probleme war: er sieht sie nicht einmal. Seine Vorstellung von Tugend (Selbstbestimmung) war vielleicht für ein paar Dutzend Männer in jeder griechischen Polis (Stadtstaat) bestimmt. „Denn mit 10 Menschen ist noch kein Staat, aber 100.000 Menschen ist keiner mehr.“ Der ideale Staat, die ideale Stadt hatte für ihn so um die 10.000 Bürger — Sklaven nicht mitgezählt —, davon waren

90 oder noch mehr Prozent nichts als „große Menge/Masse“, die auch keinen rechten Zugang zur Tugend hatte, da sie nur der „Leidenschaft“ lebte. Höchstens durch den Zwang der Gesetze des Staates hat sie Anteil an jenem Fingerhut voll VERNUNFT, der den Menschen — laut Aristoteles — erst zum Menschen macht. „Aber von Jugend auf eine rechte Erziehung zur Tugend erhalten ist schwer, wenn man nicht unter entsprechenden Gesetzen aufwächst. ... Denn die meisten gehorchen eher dem Zwang, als der Rede, und Strafen eher als dem Edlen.“

Zusammenfassung Aristoteles

Wer Aristoteles liest, dem schlägt eine fremde Welt entgegen. Mit der grauen Wucht seiner Worte hat er, neben Platon, die Antike wohl am ehesten auf den Begriff gebracht. Viele seiner Gedanken sind für uns Heutige kaum mehr nachvollziehbar; manche müssen erst mühsam in die Gegenwart übertragen werden; etliche bleiben so gültig, wie sie von ihm und seinem großen Vorgänger gedacht wurden: vor allem die Metaphysik des Ich und des Lebens enthält Erkenntnisse, die uns heute oft verlorengegangen sind, oder zu denen wir erst auf irrationalen Weg, über die Infusion fremder Kulturen ins abendländische Denken, einen neuen Zugang suchen müssen. Gott etwa als den ewig draußen stehenden Sinn alles Lebendigen zu definieren, gibt eine wahrere Bestimmung der griechischen Sklavenhaltergesellschaft, als Marx sie je zu geben vermochte. Auch die grundlegenden Erkenntnisse des Aristoteles über Sprache, Literatur und Werbung (bei ihm heißt sie „Rhetorik“) sind heute noch vielfach ungenutzt.²⁾

Ich mag seine graue, kalte, rationale Denkweise — auch wenn ich ihre Grenzen sehr genau sehe und spüre. Aber lieber, als auf einen exotischen Ego-Trip mittels irgendeines Bagwan zu gehen, versenke ich mich in seine Gedanken, versuche sie für mich zu denken. Sie sind uns, bei aller Ferne und Fremdheit, doch näher. Aristoteles und Platons Überzeugung, auch das Heiligste und Geheimnisvollste des Lebens müsse erkennbar sein, rational nachprüfbar, in Worten mitteilbar, ist auch die meine.

Trotzdem gibt es auch daran nichts zu deuteln: Aristoteles war ein Rechter. Seine MORAL ist, bei aller Klugheit, eine rechte Moral — gibt Vorschriften für die Autonomie der Elite, ist blind für die Schwachen, die Sklaven.

Bei ihm ist das Individuum noch nicht weggesprengt von seiner Gruppe, dem Kollektiv, von dem und für das es lebt. Autonomie heißt für Aristoteles immer: Herrschaft in einer

Polis, anders macht seine „Tugend“ gar keinen Sinn. Wer „tugendhaft“ war, mußte herrschen, oder (als Philosoph) forschen, die Herrschaft rechtfertigen, sie legitimieren. Oder womöglich gar, wie bei Platon, beides in einem tun. Aber immer **für andere**, die Polis, den griechischen Stadtstaat, die Gebildeten, Mächtigen dort. Eine vom Kollektiv abgesprengte Individualität war für Aristoteles schlechthin nicht denkbar; es sei denn als Geisteskranker.

Wenn ich zu Beginn sagte, daß jede MORAL zwei Momente enthält, das Streben und das Ziel (oder die Ziele), so läßt sich für Aristoteles klar sagen: seine Ziele sind konservativ, also rechts, er versucht in seiner MORAL nichts anderes, als den griechischen Stadtstaat seiner Zeit, dessen Wirren er sah und dessen Gefahren (Tyrannis, Fremdherrschaft) er kannte, zu stabilisieren. Im Individuum sollte sich der Status quo seiner Zeit möglichst optimal (er sagt „vollendet“) widerspiegeln. Ein moralisches, gar politisches Streben über den Status quo hinaus kommt bei ihm gar nicht vor. Streben heißt bei ihm immer schlicht das Begehren (oder Meiden) von Dingen. Möglicherweise ist dies geradezu DAS Merkmal jeder konservativen Moral: daß es für sie ein moralisches, gar politisches Streben über die Gegenwart hinaus, die Kluft zwischen Theorie und Praxis nicht gibt. Eine rechte Moral hat keine Visionen, nur Pflichten. Weil, wenn man die „Tugend“ nicht erreicht, halt automatisch „schlecht“ ist. Ein „schlechter“ Mensch. Oder Teil jener großen „Masse, die nur der Lust lebt.“

Christentum

Ich überspringe jetzt 2000 Jahre, setze den Gedankengang erst bei Kant fort. In diesen 2000 Jahren ist, wie wir wissen, nicht wenig passiert, aber eines wird selten gesehen: daß es das Christentum war, das durch seine soziale Bewegung im römischen Weltreich jenen allgemeingültigen und allumfassenden Begriff des MENSCHEN geschaffen hat, den zu bilden der Antike aus den genannten Gründen nicht möglich war. Ich behaupte es halt einmal.

Freilich ist diese „Begriffsbildung“ nicht theoretisch erfolgt. Sondern praktisch. (Bei Lichte betrachtet, erfolgt ja nie eine Begriffsbildung theoretisch, auch die Physik oder Mathematik zehren in ihren zentralen Begriffen vom Leben, der Praxis, aber diesen Gedanken auszuführen ist hier nicht der geeignete Platz). Was immer auch die Theorie des Christentums gewesen sein mag: Nächstenliebe, Heilserwartung, nahender Weltuntergang, Taufe und Abendmahl, etc. — alle diese Einzelheiten wurden monumental überragt von seiner sozia-

len Praxis. Seine theoretischen Ziele, in sich vielfach inkohärent (was hat denn schon auf den ersten Blick die Feindesliebe mit dem Jüngsten Gericht zu tun?), hätten kaum etwas bewirkt, wären nichts als einer der vielen von den tausenden Kulturen geblieben, die damals das römische Reich vom Orient her überschwappten — wäre nicht die Praxis gewesen.

Sie sprengte, zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit (die es für die damals Lebenden ja so nicht gab), das Individuum von seinem Kollektiv weg.

Daß jeder Einzelne, jedes Individuum ein MENSCH ist, egal ob Sklave oder Herr, Grieche oder Barbar, Kranker oder Gesunder, Häßlicher oder Schöner (Aristoteles erwähnt beispielsweise einmal wie im Nebenbei den uns heute absurd anmutenden Gedanken, daß, „wer in seinem Äußeren übermäßig häßlich ist, oder von geringer Herkunft, oder einsam und kinderlos ... nicht vollkommen glücklich sein kann.“) — daß wir also alle gleich, weil MENSCHEN sind, solch ein Gedanke ist der Antike so fremd wie ein Schuß auf den Mond. Die Verdinglichung des Menschen in der alle Lebensbereiche umfassenden Sklavenhaltergesellschaft des römischen Reiches hatte damals ein Ausmaß erreicht, das wir uns kaum vorstellen können: jeder Mensch war DING, WARE — wie heute fast schon wieder, wenn auch unter völlig anderen Bedingungen.

Die Auflehnung dagegen kam von jenem Mann aus Nazareth, der kein Wort geschrieben hat (wie Sokrates), der aber, auch durch seinen willentlich herbeigeführten Tod als Unschuldiger (ebenfalls wie Sokrates) am Kreuz (nicht wie Sokrates) eine sozial äußerst diffuse, gesellschaftliche Bewegung ins Rollen brachte, deren Auswirkungen wir heute noch spüren. Ohne Jesus kein Marx — ich behaupte es halt einmal.

Übrigens möchte ich in diesem Zusammenhang ein historisches Mißverständnis beseitigen. Die Lustfeindlichkeit des frühen Christentums, oft von Nietzsche beschimpft, war keine Erfindung von Jesus. Sie war Lebensprinzip, schlichte Notwehr der frühen Christen, Strategie ihres Überlebens. Hier hat Nietzsche seinen Platon einfach zu schlampig gelesen. Lustfeindlichkeit ist etwas ganz Altes: die ganze Antike strotzte davon; einige Passagen bei Aristoteles haben wir ja soeben gehört; Lust ist immer gleich Masse, Mensch ist immer Vernunft. Lustfeindlichkeit war die Bedingung, die Voraussetzung für die MORAL der griechischen Führungsschicht. Wer herrschen wollte, mußte auf Lust verzichten und Schmerz ertragen lernen. Diese Forderung wurde in der Antike immer wieder, nicht nur von Platon und Aristoteles, erhoben — um „edel“ sein zu können.

Das frühe Christentum (vor Constatin) hat dieses alte Prinzip nun auf sich selbst angewendet, seines elitären Charakters beraubt. Ein guter Christ mußte lernen, um Jesu willen Schmerzen, auch den Tod zu ertragen und auf Lust zu verzichten, **ohne herrschen zu wollen**. Stattdessen wollte er lieben. Ungeheures geschah! Als die — von Aristoteles eher verachteten — Massen plötzlich begannen, auf die Jagd nach der Lust zu verzichten und Leid zu ertragen, entzogen sie sich mit dieser Haltung dem umfassenden Warenaustausch des römischen Reiches. Statt Konsum und Vergnügen Brüderlichkeit! Der Zusammenschluß in kleine, wenig am Konsum und gar nicht an der Lust orientierten Gruppen. Die millionenfältige Jagd nach der Lust, die Kriege beflügelte, Reiche erobert und Handelsketten aufgebaut hatte — plötzlich von innen durchbrochen! Mit einem Verbrecher als Gott. Zuerst Lachen und Schmunzeln bei den Römern, über soviel kultische Hirngespinnste, schließlich, als diese „Aussteiger“ stärker und stärker, am Ende eine Bedrohung werden, egal ob wirklich oder nur eingebildet: ihre erbarmungslose Verfolgung. Ausgerechnet durch die „liberalen“ Römer, die sonst jeden Kult, jene noch so exotische Religion bei sich einzuge-meinden verstanden. „Ich bin keine WARE, bin für niemanden käuflich, diene keinem zur Lust, denn kein MENSCH ist käuflich, sondern Kind Gottes“, sagten sich die frühen Christen ganz fröhlich und schlossen sich zur „Szene“ zusammen. Das brachte das Reich ins Wanken.

Nicht die Lustfeindlichkeit ist christlich, wohl aber ihre Erhebung zum Massenprinzip. Plötzlich verlor sie ihr Ziel, aus herrschenwollen wurde liebenwollen — unverständlich für die Antike. Aber erst dieser massenweise Triebverzicht schuf jenen allgemeinen, allumfassenden Begriff DES MENSCHEN, den wir heute haben, ohne ihn freilich bereits verwirklicht zu haben.

Exkurs über Alternativkultur

Die Subkultur von heute scheint gerade den umgekehrten Weg zu gehen wie die frühen Christen. Auch sie steigt aus dem allumfassend gewordenen Macht- und Warenaustausch des Kapitalismus aus, aber aus gleichsam entgegengesetzten Motiven: um sich selber zu finden, der Lust, auch der sinnlichen, fleischlichen Lust wieder in den Sattel zu verhelfen. Die Umkehrung zeigt das Problem. Das Christentum setzte mit seiner offen erhobenen Forderung nach Triebverzicht jedes einzelnen Menschen, also der Massen, nicht nur der Herrschenden, ungeheure Kräfte in den Menschen frei. Kräfte, die heute dabei sind, uns zu zerstören, und die Erde

mit uns. Die große BOMBE ist ein Kind des Christentums (wie die gesamte Naturwissenschaft), Leistung allein macht kaputt, erzeugt die BOMBE ebenso wie die CHIPS und das Millionenheer Arbeitsloser. Lust hingegen ist immer friedlich, satte Menschen denken nicht an Krieg und Liebende wollen nicht kämpfen. Wenn die Lust nicht (wie in der Antike, vielfach auch heute) mißbraucht und das Privileg einer Oberschicht ist, plädiert sie für Frieden. Was wir heute lernen müssen, ist: wieder heidnisch zu werden. Aber alle zusammen! Also zugleich auch christlich. Jeder Mensch hat ein Recht, hat **sein** Recht auf Lust. Und auf Glück.

Freilich: bis wir soweit sind, das Recht auf Lust und auf Glück in den Menschenrechtskatalog aufzunehmen, wo noch nicht einmal die primitivsten Grundrechte (etwa auf Essen und Trinken und Arbeit oder Freiheit der Meinungsäußerung) verwirklicht sind, zeigt uns die Länge des Weges, der noch zu gehen ist.

Die Freiheit

Wenn es je einen Philosophen der Freiheit gegeben hat, dann wohl Immanuel Kant. Weder vorher noch nachher war ein Denker so sehr von der Überzeugung durchdrungen, daß **JEDER MENSCH FREI** sei, und daß diese allgemeine Freiheit des Menschen sich — notwendigerweise — in der Moral, Kant sagt „Sittlichkeit“, im „moralischen Gesetz äußern“ müsse.

Es erstaunt, diesen zutiefst bürgerlichen Philosophen einen Linken zu nennen. Trotzdem wage ich es. Verglichen mit ihm war Hegel fast reaktionär (wenn ihn seine Intelligenz nicht daran gehindert hätte, es ganz zu sein). Ich bin also in Beweisnot.

Natürlich ist Kant für soziale Probleme beinahe so blind wie Aristoteles 2000 Jahre vor ihm. Der Blick auf gesellschaftliche Strukturen war ja erst später, zuerst von den englischen Nationalökonomem, dann von Hegel, freigemacht worden. In seiner „Rechtsphilosophie“ breitet er bereits Erkenntnisse aus, die dann bei Marx weiterwirken. Die bürgerliche Gesellschaft stellt Hegel als das „System der Bedürfnisse“ dar, daß sich notwendigerweise sein eigenes Proletariat erzeugt: „Das Herabsinken einer großen Masse unter das Maß einer gewissen Subsistenzweise ... bringt die Erzeugung des **Pöbels** hervor, die hinwiederum zugleich die größere Leichtigkeit, unverhältnismäßige Reichtümer in wenige Hände zu konzentrieren, mit sich führt.“ (§ 244) — „Es kommt hierin zum Vorschein, daß bei dem **Übermaß des Reichtums** die bürgerliche Gesellschaft **nicht reich genug ist**, d.h. an dem ihr eige-

nen Vermögen nicht genug besitzt, dem Übermaße der Armut und der Erzeugung des Pöbels zu steuern.“ (§ 245) Na, wie könnte es denn, wenn die Erzeugung der Armut der Massen die Voraussetzung für den Reichtum der Wenigen im Kapitalismus ist?! Aber, das wird erst Marx so erkennen. Jedenfalls folgt auf die oben angeführte Stelle, (deren Hervorhebungen Hegel selber veranlaßt hat), der Hinweis auf die Pauperisierung Englands, anschließend das aus dieser „Dialektik“ (wo, bitte, ist da was dialektisch?“) entspringende Prinzip der „Kolonisation“ — natürlich immer, versteht sich, aus dem Blickwinkel des Rechten, Konservativen.

Hegels Verdienst war es, diese Blickweise überhaupt erst einmal freigelegt zu haben. Marx hat die neue Erkenntnis, die Sensation, daß die bürgerliche Gesellschaft sich selbst ihr Proletariat erzeugt, dann ideologisch nach links, d.h. zugunsten des „Pöbels“ gewendet. Marx hat den Heiden Hegel christianisiert, könnte man unter Benutzung der bisher verwendeten Begriffe sagen.

Bei Kant von alledem keine Spur.

Der Begriff der Autonomie, der Aristoteles in der schon berichteten, seltsam eingeschnürten Weise eine MORAL der griechischen Führungsschicht aufstellen ließ, weitet sich bei Kant zu Begriff des Menschen, der Menschheit, der Freiheit.

Je nachdem, in welchem theoretischen Zusammenhang er diese sehr ursprüngliche Identitätserfahrung einer allgemeinen menschlichen Individualität zur Geltung bringt, nennt er sie einmal das „transzendente Ich“ (wenn es ihm um die Wahrheit, also die Letztbegründung der Objektivität theoretischer Erkenntnis geht). Oder er nennt sie schlicht „Persönlichkeit“, „Person“, „die Menschheit in deiner Person“, wenn es ihm um MORAL, „Sittlichkeit“, das „moralische Gesetz“ geht.

„Der Begriff der Freiheit ist der Schlüssel zur Erklärung der Autonomie des Willens.“ ... „Freiheit muß als Eigenschaft des Willens aller vernünftigen Wesen vorausgesetzt werden.“ ... „Alle Menschen denken sich dem Willen nach als frei.“ ... „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person jedes anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Alles Zitate aus der „Grundlegung der Metaphysik der Sitten.“

Der Begriff der Autonomie, den sowohl Aristoteles wie Kant denken, hat sich in den 2000 Jahren, die zwischen den beiden Philosophen liegen, radikal gewandelt. Man könnte auch sagen „erfüllt“, der Begriff ist immer mehr er selber geworden, sich selbst näher gekommen. Und doch gleich geblieben. Denn beide Denker denken sich in ihren zentralen

Begriffen stets **selber**. Das geht hinein bis in die Empirie. Dort denkt sich der einsame Gelehrte bei der Betrachtung der Welt; hier der wohlmeinende Intellektuelle bei der Belehrung der Menschheit. Dort denkt sich der Forscher, der im Auftrag seiner Polis über sie nachdenkt. Hier denkt sich der Verkünder und Aufklärer, dessen Verhältnis zu seinem preußischen König mehr als problematisch ist. Der Heide denkt seine Sklaven mit, wenn er die antike Tugend auf den Begriff bringt; der Christ denkt die jedem Menschen zukommende „Gotteskindschaft“ mit, wenn er den bürgerlichen Freiheitsbegriff der Aufklärung präzise formuliert.

Aber: wenn Kant versucht, ihn auf die Praxis umzulegen, plumpst sein Freiheitsbegriff gleichsam abrupt in die Tiefe. Die „Autonomie des Willens“ geht im Alltag beinahe verloren. In der „Grundlegung“ und der „Kritik der praktischen Vernunft“ entwickelt er ihn theoretisch; mit jener begrifflichen Präzision und humanistischen Beflügeltheit, die ich schon andeutungsweise gezeigt habe. Dort geht es immer ums zentrale Prinzip jeder MORAL. Ist eben das allgemeine Individuum MENSCH, die „Menschheit in deiner Person“, „Autonomie des Willens“, usw. In der Schrift „Metaphysik der Sitten“, die inhaltlich ähnliche Themen behandelt wie die Hegel'sche Rechtsphilosophie, versucht Kant dann zu zeigen, wie sich die theoretisch geforderte FREIHEIT des Menschen (denn mehr als eine Forderung, ein Postulat, wenn auch eine denknotwendige, ist Freiheit für Kant nie) praktisch sein kann. So gut wie nichts bleibt von ihr übrig!

Theorie und Praxis klaffen bei Kant unendlich weit auseinander.

Die Ehe? „Die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswährenden wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtseigenschaften.“ Kant war Junggeselle, er muß es ja wissen.

Onanie? Die „wollüstige Selbstschändung“ wird in enge Verbindung mit dem Selbstmord gebracht. Der wird allerdings höher bewertet als die Lust an sich selbst, da „die trotzig Wegwerfung seiner selbst ... wenigstens nicht eine weichliche Hingebung an tierische Reize ist, sondern Müt erfordert, wo immer noch Achtung für die Menschheit in seiner eigenen Person Platz findet.“ Während der Onanist sich zum „ekelhaften Gegenstand macht und so aller Achtung für sich selbst beraubt.“

Das Gesinde? Es gehört „zu den Seinen des Hausherrn, und zwar, was die Form (den Besitzstand) betrifft, gleich als

nach einem Sachrecht; denn der Hausherr kann, wenn es ihm entläuft, es durch einseitige Willkür in seine Gewalt bringen.“

Allerdings ist „der Gebrauch desselben (des Gesindes, U.B.) nicht ein Verbrauch“, denn zwischen beiden existiert ein „Vertrag“, der auch der „Dienerschaft (die also nie Leibeigenschaft sein kann)“, gewisse Rechte zusichert; etwa das, den Vertrag von ihrer Seite zu lösen.

Aus den bisher gezeigten Beispielen wird deutlich, wie nahe Kant Aristoteles noch immer steht. Der Grieche definiert die „**Ehe**“ praktisch nicht anders als der Deutsche, nur die Vorherrschaft des Mannes über die Frau scheint etwas gebrochen. Aristoteles, Originalton: „Die Gemeinschaft von Mann und Frau ist eine aristokratische, denn der Mann herrscht gemäß der Würdigkeit und in jenen Dingen, in denen er herrschen soll. Was aber zur Frau paßt, übergibt (!) er ihr. (Wie nett von ihm, U.B.)“. Bei Kant sind Mann und Frau eine Spur gleicher, zwischen beiden existiert ein „Vertrag“ über den „wechselseitigen 'Besitz' der Personen,“ der keinen von beiden ein Vorrecht einräumt, obwohl in der Substanz doch vieles beim Alten bleibt: „Der Mann erwirbt das Weib, das Paar erwirbt Kinder und die Familie Gesinde.“ Marx hätte seine helle Freude dran, wie hier schon in der Sprache sichtbar wird, wodurch die Gleichheit entsteht: durch „Erwerbung“, also Warenaustausch. Er erfaßt sogar den Reproduktionsbereich, die Zeugung von Kindern! Das Besitzdenken des Frühkapitalismus schlägt in Kants Freiheitsbegriff, sobald er praktisch zu werden sich anschickt, voll durch.

„**Onanie**“ ist natürlich auch für Aristoteles tierisch (er hätte halt „sklavisch“ gesagt); allerdings hätte er in ihr wohl kaum, wie der Klemmler Kant, ein **moralisches** Problem gesehen, sondern sie wahrscheinlich eher als normalmenschliches Verhalten wie Verdauen oder Furzen betrachtet; manchmal hat man eben dazu Lust. Am deutlichsten ist der Unterschied der beiden Philosophen dort, wo das Herrschaftssystem direkt angesprochen wird; obwohl auch hier der Unterschied in unseren Augen minimal ist. Für Kant besteht auch das „**Gesinde**“ aus Menschen, das halt mit seinem Herrn einen „Vertrag“ schließt — für Aristoteles war es ein „beseeltes Werkzeug“ und ausdrücklich vertragsunfähig. Aber ein Verhältnis „zu Menschen, die lauter Pflichten und keine Rechte haben“, ist für Kant undenkbar, „denn das wären Menschen ohne Persönlichkeit (Leibeigene, Sklaven)“. Die es in Europa zu Kants Lebzeiten durchaus noch gegeben hat, und in den Kolonien bzw. den späteren USA noch lange nach Kants Tod tatsächlich gab.

Freiheit und Mut — die politische Dimension der Freiheit

Spätestens hier wird deutlich erkennbar: Aristoteles beschreibt in seiner MORAL detailliert den Ist-Zustand der griechischen Sklavenhaltergesellschaft und stimmt ihr zu, macht höchstens vorsichtige Verbesserungsvorschläge, um ihren Zerfall, den er sah, zu verzögern; Kant beschreibt in seiner MORAL ebenfalls die Zeit, in der er lebte, analysiert ihr Normen- und Wertsystem, das des aufstrebenden Bürgertums in der Zeit des deutschen Absolutismus, überblendet aber den vorgefundenen Ist-Zustand mit einer absoluten Forderung: jener nach Freiheit. Und zwar für JEDEN Menschen, die Menschheit.

Der Zwiespalt zwischen unendlichem Streben zur Überwindung des Status quo und endlichem Erreichen, Sich-zufriedengeben-müssen mit dem Vorgefundenen, zieht sich durch das ganze Werk von Immanuel Kant. „Ding an sich“ und „transzendentes Ich“ stehen einander im theoretischen Bereich nahezu festgefroren gegenüber, und keine Dialektik war imstande, diese Gegenüberstellung aufzutauen. Am deutlichsten spürbar ist diese Kluft jedoch im Bereich des direkt Politischen. Ein Mann, der 1785 in seinem Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ noch die kühne Antwort gab: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, ist also der Wahrspruch der Aufklärung. ... Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: Von seiner Vernunft in allen Stücken **öffentlichen (!)** Gebrauch zu machen.“ (Hervorhebung U.B.) Ein Mann also, der Freiheit — Mut — Vernunft — öffentlichen Gebrauch der Vernunft in einem Atemzug nennt und dies auch ausdrücklich politisch verstanden wissen will, da dieser Mut gegen „jene Vormünder, die die Oberaufsicht gütigst auf sich genommen haben,“ wie „Geistliche“, „Offiziere“, „Finanzräte“ gerichtet ist, derselbe Mann schreibt 12 Jahre später, 1797, also **nach** der Französischen Revolution, auf deren Greuel er in einer Fußnote ausdrücklich hinweist (obwohl er anfangs ihre Ideale bejubelte), in der „Metaphysik der Sitten“ Sätze wie diese:

„Der Ursprung der obersten Gewalt ist für das Volk, das unter derselben steht, in praktischer Absicht **unerforschlich**. Das heißt, der Untertan **sol** nicht über diesen Ursprung, als ein in Ansehung des ihr schuldigen Gehorsams zu bezweifelndes Recht, werktätig **vernünfteln**. ... Hieraus folgt nun der Satz: der Herrscher im Staat hat gegen den Untertan lauter Rechte und keine (Zwangs-)pflichten.“ (Eine Bestimmung, die er in der gleichen Schrift, offensichtlich ohne daß es ihm bewußt geworden wäre, als Definition Gottes ausgibt!) ...

Wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staates gibt es also keinen rechtmäßigen Widerstand des Volkes, ... also kein Recht des **Aufstandes**, noch weniger des **Aufzugs**, am allerwenigsten gegen ihn, als einzelne Person (Monarch), unter dem Vorwande des Mißbrauches seiner Gewalt (tyrannis), eine **Vergreifung** an seiner Person, ja an seinem Leben. Der geringste Versuch hiezu ist **Hochverrat**, und der Verräter dieser Art kann als einer, der sein **Vaterland umzubringen** versucht hat, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden.“ (Hervorhebungen im Original).

Begründet wird die Behauptung, das Volk sei gezwungen, „selbst den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der obersten Gewalt zu ertragen“, es habe also kein wie immer geartetes „Recht auf Widerstand“, begründet wird, die in meinen Augen stumpfsinnige Meinung mit der schlichten Tatsache, daß ein solches Widerstandsrecht in sich selbst den Begriff des Rechts aufheben würde.

Wie wahr!

Hitler, Pinochet, etc. müssen also bleiben. Laut Kant. Widerstand gegen sie darf nicht sein. Wie paßt das zusammen mit jenem von Kant geforderten Mut, von seiner „Vernunft öffentlichen Gebrauch“ zu machen. Wohin bist du geflohen, Freiheit?

Zusammenfassung Kant

Kants MORAL ist in ihren Zielen konservativ, in ihrem Streben, ihrer Methode, fortschrittlich, links. Denn die Freiheit jedes Einzelmenschen, die „freie Assoziation der Individuen“, fordert als Ziel der Revolution in einer erst zu errichtenden „klassenlosen Gesellschaft“ auch Marx.

„Freiheit“ ist ebenso eine Negation wie „klassenlose Gesellschaft“. Beide Begriffe leben von dem, was sie negieren, um dessen Sinn auszusagen. „Freiheit“ als Sinn des Lebens in Autonomie bei Kant, „klassenlose Gesellschaft“ als Sinn der Macht am Ende aller Geschichte bei Marx. Für ihn wurde zum erklärten Ziel, was bei Kant noch Methode war. Während Kant der Sprung vom Individuum zum Kollektiv mißlingt, er letztlich nur dessen ohnmächtiges Aufbegehren angesichts der Macht der (gesellschaftlichen) Fakten beschreibt, mißglückt Karl Marx umgekehrt die Rückkehr vom trefflich analysierten Kollektiv zurück zum Individuum.

Obwohl Marx' Analyse seiner Gesellschaft, der Zeit des siegreichen Früh- und Hochkapitalismus Europas, natürlich ungleich umfassender, erkenntnis- und folgenreicher war als die — uns heute naiv anmutende — Blickweise Kants auf die Zeit des deutschen Absolutismus, in einem entscheidenden

Punkt ist Marx genau so ungeschichtlich wie Kant: in der Verabsolutierung des eigenen Denkens.

Freiheit ist immer beides zugleich: Erkenntnisleitendes Interesse (Methode) des Philosophen bei der Reflexion seiner Zeit und Gesellschaft, aber auch Beweggrund (und Ziel) aller Veränderungen, sogar des „Bösen“, in der Geschichte der Menschheit.

Zusammenfassung Aristoteles und Kant

Autonomie bei Aristoteles: das Privileg einer hauchdünnen Minderheit, der „Elite“, zur theoretischen wie praktischen Führung der griechischen Polis.

Autonomie bei Kant: die Möglichkeit, die Chance jedes einzelnen Menschen, ja der Menschheit als Ganzer, selbstbestimmt in Frieden mit anderen zu leben.

Bei Aristoteles gibts Kriege und Sklaven ganz selbstverständlich, Kants Denken strebt auf den Fluchtpunkt des „ewigen Friedens“ hin zu, wo der Einzelne frei, autonom, und die Menschheit sich ebenfalls als kollektives Subjekt begriffen, den Krieg abgeschafft hat.

Jede rechte Moral (Aristoteles, mit allen Wenns und Abers letztlich auch Hegel) sieht die Gesellschaft unbewegt, statisch: was sein soll, kommt von dem, was schon ist. Freiheit ist die Freiheit des Begüterten, Reichen.

Jede linke Moral (Kant, Marx) sieht die Gesellschaft in Bewegung, auf ein Ziel, einen Fluchtpunkt hin zu: was sein soll, muß erarbeitet werden. Was schon ist, ist veränderbar, weil geworden. Freiheit: Resultat und Voraussetzung von Geschichte, zugleich ihr umfassendes Ziel.

Linke Moral?

Eine linke MORAL hat — meines Wissens — bis heute niemand geschrieben. Bruchstücke davon geistern durch die Köpfe der Linken und pumpen die Herzen leer. Dann glauben sie, um der Vernunft, der ausdörrenden Erkenntnis willen aufs Leben verzichten zu müssen. „Kopffüßler“ werden aus ihnen. Diese Art linker Moral hat am Ende sogar Marx erfaßt, man höre nur einmal genau auf sein lautes, in Briefen an Engels festgehaltenes Stöhnen beim Schreiben des „Kapital“. Marx begann über die Jahre, aufs Leben zu verzichten, intellektuell und vital auszudörren; und, was den Inhalt seiner Erkenntnisse betrifft, immer dogmatischer, immer mehr Stalin zu werden. Diese Art intellektueller Unduldsamkeit konnte auch durch das sonst so wundersame Kraut der Dialektik nicht geheilt werden, im Gegenteil, Dialektik verschärfte die Krankheit. Kant war am Ende ein jünglingshafter Greis, Marx zusehends verkalkt — auch dies sicher kein Zufall.

Das zentrale Problem aller LINKEN MORAL ist: die MACHT; und in weiterer Entfernung: das LEBEN. Ich kenne keinen Philosophen, der uns intellektuell einleuchtend, sei es als System formal durchgebildet, oder locker, in Aphorismen, gezeigt hätte, **wie sich Freiheit leben läßt. Wie sich Macht aushalten läßt, ohne ihr zu erliegen.** Dem es gelungen wäre, etwa die kollektiv geforderte Gesellschaftsveränderung in Richtung Sozialismus bei sich selbst durchzuführen, wenigstens in winzigen Schritten; dem Stachel der Macht in sich selbst Widerstand entgegenzusetzen; oder, nach außen gewendet, etwa das von uns Linken für selbstverständlich gehaltene „Recht des Volkes auf Widerstand“ gegen einen Hitler, Somoza oder Pinochet intellektuell überzeugend darzustellen.

Wir alle halten dieses Recht für MORALISCH gerechtfertigt; zumindest bezweifelt niemand auf der Linken, daß die Sandinisten mit ihrer Revolution in Nicaragua RECHT hatten, als sie die MACHT ergriffen, erkämpften. Aber uns vor Augen zu führen, daß das Streben nach Freiheit ein kollektives Recht aller Menschen, jedes Einzelnen ist, ja: daß das Individuum und seine Entwicklung in Freiheit, gemeinsam mit anderen — lebendig gelebte Freiheit also — das Ziel der Menschheitsentwicklung ist, das hat uns noch niemand gezeigt.

Es wäre ja auch absurd: Vier Milliarden Individuen, und alle frei? In einem Weltbundesstaat oder Weltstaatenbund? Der mit niemandem mehr Krieg führen kann, weil niemand mehr da ist, außer er selber? Wo Ausbeutung, Unterdrückung unbekannt sind? Unmöglich! Wo kämen wir denn da hin? Das hat es noch nie gegeben. Also darfs auch nicht sein.

Die Friedensbewegung ist in meinen Augen ein erster, zaghafter Schritt in diese Richtung. Deshalb haben die Mächtigen auch vor ihr Angst, im Osten, im Westen.

1) Ich verwende die bekannte Aristoteles-Übersetzung von Olof Gigon, Zürich 1951. Mut gemacht, den griechischen Begriff *Areté*, üblicherweise mit Tugend übersetzt, hier einfach mit Autonomie zu übersetzen, hat mir die Aristoteles-Interpretation Uwe Arnolds „Die Entelechie“, Wien/München 1965. Er übersetzt *Areté* mit „Bewährung“, „Sittlichkeit“, „Verantwortungsbewußtsein“. Grundsätzlich läßt sich zum Übersetzungsproblem Folgendes sagen: Der Übersetzer muß, ehe er übersetzt (oder während des Übersetzens), jeden philosophischen Gedanken immer schon selber gedacht haben, damit er ihn im fremdsprachigen Original wiederfinden kann. Die Abwesenheit des philosophischen Selberdenkens bei so vielen — oft literarisch hervorragenden — Übersetzern (Schleiermachers etwa) erklärt die Vielzahl der philosophisch kaum brauchbaren Übersetzungen. Wer aber einmal einen Gedanken verstanden, d.h. selber hervorgebracht hat, findet ihn auch in der schlimmsten sprachlichen Verstümmelung wieder.

Die Weltrevolution

Die Weltrevolution
das bin ich.

Wer
wenn nicht ich
kann denn die Wende herbeiführen?
Wer
wenn nicht wir
soll denn die Liebe lernen?

Unser Reich ist von dieser Welt.

Hier
ist unser Jenseits,
nicht dort,
wo
der Hammer die Sichel bindet,
wo
Weihrauch Raketen zündet,
wo
das Kreuz zu den Aktien findét,
wo
Klassenkampf Stillstand begründet.

Nein Hier!

Hier lebe
und revoltiere,
hier arbeite
und hier leide
ich für das Glück,
das aus der Liebe fließt.

Einige der hier entwickelten Gedanken über Kant, Aristoteles und linke Moral sind auch in das Buch eingegangen, aus dem das oben abgedruckte Gedicht stammt. Es erscheint im Frühjahr 84, trägt den Titel „Individuum, oder die Staaten sterben nicht von selber ab“, und ist mein Versuch zu zeigen, wie sich Freiheit leben läßt. Ein allgemeiner Gedankengang, verknüpft mit sehr persönlichen, biographischen Notizen und kleinen Geschichten. Preis in der Subskription: S 60,--, nachher S 90,--. Wer sich dafür interessiert, schickt mir eine Postkarte: Uwe Bolius, Margaretenstr. 67/2/18, 1050 Wien. Er bekommt das Buch sofort nach seinem Erscheinen (mit Erlagschein).

Erfahrungen

Katja Schmidt-Piller

Ein Arbeitsverhältnis

Ihr Vater war Kommunist gewesen, allerdings zählte er nicht zu den „Rucksack-Kommunisten“, wie die vielen Parteimitglieder, die nach 1955 spontan aus der Partei austraten, genannt wurden, weil sie also nur bis zum Abzug der Besatzungssoldaten Mitglied der KPÖ gewesen waren, um wirtschaftliche und finanzielle Vorteile zu haben. Wohl war ihr Vater Oberbohrmeister bei der Erdölbohrung, doch er blieb auch nach Abzug des letzten Besatzungssoldaten noch Kommunist, bis er anfangs der 60er Jahre, kurz nach ihrem Eintritt in die Schule, starb.

Sein Vater war ebenfalls Kommunist, den man jedoch sehr wohl zu den Rucksack-Kommunisten zählen konnte, denn er wechselte bald nach Abzug des letzten Besatzungssoldaten der russischen Zone die Partei und wurde schon Ende der 50er Jahre bei der SPÖ gesehen, wo er es im Laufe der Jahre zum sozialistischen Bürgermeister seines Dorfes brachte.

Sie besuchte dasselbe Gymnasium wie er, freilich war er schon in der Maturaklasse, sie jedoch erst in der ersten Klasse Unterstufe. Sie wußte noch wenig von Politik, er war der Obmann des sozialistischen Mittelschülerverbandes in ihrem Bezirk. Nach diesem einen, gemeinsam an einer Schule verbrachten Jahr verloren sie sich für einige Jahre aus den Augen. Er ging auf die Universität nach Wien, sie blieb bis zur vierten Klasse und wechselte dann über in eine Handelsschule.

Ihre Mutter fand die kommunistische Lebensanschauung des Gatten nicht unbedingt erinnerenswert und erlaubte der Tochter den Eintritt in die sozialistische Jugend, in der viele Mädchen und Burschen des Dorfes sich einfanden zu gemeinsamen Stunden, Feiern und auch Fahrten in ein Zeltlager während langer Wochenenden und für die Ferienwochen im Sommer. Später lernte sie in dieser Jugendgruppe auch ihren Mann kennen, den sie dann im Sommer nach Abschluß der Handelsschule heiraten „mußte“, weil sie schwanger war.

Ihm war sie in der Zeit bis zu ihrer Heirat bei den verschiedenen Veranstaltungen der Bezirks- und Landesgruppe der sozialistischen Jugend begegnet, war er doch inzwischen Landesobmann der Jugend geworden. Man sprach von ihm und seiner Zukunft in der Partei. Bestimmt würde er einmal Abgeordneter werden.

Ihr Sohn war knapp ein Jahr alt, als sie und ihr Mann sich zum Bau eines Hauses entschlossen. Um die Mittel dafür zu haben, entschloß sie sich, das, was sie in der Handelsschule gelernt hatte, in die Praxis umzusetzen. Und sie fand im Parteibezirkssekretariat einen Arbeitsplatz. Da sie jung war, kaum zwanzig Jahre alt, und außerdem sehr hübsch, und es Vorwahlzeit war, wurde sie auch als Hostess eingesetzt, um bei den Wahlveranstaltungen Werbebroschüren und ähnliches an die Zuhörer auszuteilen.

Er war einer der Kandidaten zum Landtag, zwar auf einem nicht gerade günstigen Platz, doch er erreichte durch den guten Wahlausgang sein Ziel und wurde Abgeordneter zum Landtag.

Sie fiel ihm auf bei diesen Wahlreisen und Wahlveranstaltungen, nicht nur, weil sie ausnehmend hübsch war, sondern vor allem deshalb, weil sie genau der Typ Frau war, für den er eine Schwäche hatte — trotz Verheiratetseins seit kurzer Zeit

— denn sie war blond, groß und schlank, jedoch nicht von dieser modern-knochigen Schlankheit, sondern mit guter Figur und Rundungen, wo Rundungen sein sollten, war er doch der Meinung, daß eine Frau eine Frau sein sollte und kein Bügelbrett oder Kleiderständer.

Er sprach mit ihr, scherzte auch ein wenig, erfuhr bei einem leicht feuchtföhlichen Abend zum Abschluß der Wahlreisen durch das Land, daß sie beide ja die gleiche Schule besucht hatten und sich später bei den Treffen der Jugendgruppen gesehen hätten, und fragte — immer noch leicht scherzhaft — ob sie nicht noch anderes gemeinsam hätten oder haben könnten. Doch sie stellte sich seinen Fragen gegenüber taub und er ließ es dabei bewenden.

Der Bau ihres Hauses machte Fortschritte, aber auch sie machte Fortschritte, sie bekam ein höheres Gehalt, mußte dafür aber wieder bei den Wahlreisen mit dabeisein, denn eine Nationalratswahl stand bevor. Vor dieser war noch Bezirks- und Landeskonferenz, was oft bedingte, daß sie erst spät nachts nach Hause kam. Zum Glück hatte sie ihre Mutter, in deren Haus sie außerdem bis zur Fertigstellung des eigenen Hauses wohnten, und diese schaute auf ihren Buben, räumte aber auch ihre Wohnräume zusammen, wusch ihr die Wäsche, bügelte diese auch und war ihr in allem behilflich. Weniger Glück hatte sie bei ihrem Mann mit dem Spätnachhausekommen. Er sah es gar nicht gern, fragte nach diesem und jenem, und ließ durchblicken, daß er auf die Männer, mit denen sie, wenn auch nur beruflich, durchs Land reisen mußte, eifersüchtig war. Ihr jedoch machte die Arbeit Spaß, und sie engagierte sich voll und ganz für die sozialistischen Ideen.

Er war für sein Organisationstalent bekannt, und so mußte er nicht nur im eigenen Bezirk, sondern im ganzen Land

mithelfen, die verschiedenen Wahlreisen bestens zu organisieren. Da er nicht immer nur der kleine Abgeordnete bleiben wollte, sondern den Landesrat zum Ziel sich setzte, war er Tag für Tag unterwegs, kam spät nachts erst heim, manchmal war es notwendig, da das Land doch sehr groß war, auch einmal wo zu übernachten, und sah seine Frau nur selten. Sie war schwanger und klagte über sein häufiges Nichtdaheimsein. Er neckte sie nur mit ihren Eifersüchteleien und versicherte ihr, ohne rot zu werden, daß sie dazu wirklich, also wirklich gar keinen Grund hätte.

Nach den Landtags- und Nationalratswahlen war das Arbeiten für sie nun wieder ruhiger geworden, sie kam regelmäßig, wie andere Frauen auch, nach Hause. Der Hausbau stand kurz vor seiner Beendigung. Ihr Mann hatte Urlaub und wollte in diesen Urlaubswochen — eine Urlaubsreise war mit Rücksicht auf die Kosten des Hausbaues nicht möglich — noch verschiedenes fertigmachen, unter anderem auch die Dachbodentreppe. Es war nur ein kleiner, unbedachter Schritt, und er stürzte vom Dachboden hinunter, prallte mit dem Kopf auf dem Betonboden des Vorraumes auf. Als er zum Mittagessen nicht nach Hause kam, ging seine Schwiegermutter zum Haus nachsehen und fand ihn bewußtlos im Vorraum liegend. Es dauerte Wochen, bis er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, und Monate, bis er wieder halbwegs verständlich sprechen konnte, und es sollten weitere Monate in einem Rehabilitationszentrum vergehen, bis ihr die Ärzte bestätigten, ihr Mann würde gelähmt bleiben.

Er war inzwischen stolzer Vater eines Sohnes geworden, hatte dieses Ereignis auch gebührend gefeiert, seiner Frau als „Morgengabe“ ein teures Schmuckstück gekauft und war im übrigen, trotz

wieder perfekter Figur seiner Angetrauten, einem kurzen Abenteuer nicht abhold, zumal es ihm manche Frau nur

allzu leicht machte.

Sie jedoch machte es ihm nicht leicht. Sich dem Mittzwanziger nähernd, war sie vom jugendlichen Hübschsein zu einer Schönheit herangereift, einer Schönheit, die ihren Mann zur Verzweiflung brachte, quälte ihn doch rasende Eifersucht. Was ihn mehr noch als die Gedanken an ihre Untreue verbitterte, war ihre Geduld, mit der sie seine Vorwürfe ertrug. Könnte sie soviel Geduld und Nachsicht aufbringen, wenn sie nicht woanders Befriedigung fand? Und er begann, sie zu hassen.

Nicht nur er glaubte, sie von einem Notstand erlösen zu müssen. Eine so junge Frau konnte doch unmöglich ohne sexuelle Befriedigung richtig existieren. Das ist doch kein Leben — sagte er nicht nur einmal zu ihr, doch lächelnd wies sie ihn ab und all die anderen, die gleich ihm meinten, Nothelfer spielen zu müssen. Er belauerte sie in ihrem Benehmen den anderen Anwärtern gegenüber. Lächelte sie einem freundlich zu, beugte sie sich bei einem anderen während des Gespräches zu nahe an den heran oder wies sie den übernächsten nicht scharf zurecht ob seiner verblühten oder unverblühten Aufforderung, mit ihm ins Bett zu gehen, dann zeigte er ihr dies wie ein eifersüchtiger Liebhaber auf.

Sie lachte nur über sein Benehmen. Die Männer brauchte sie nicht dazu, um zu wissen, daß sie hübsch und begehrenswert war. 'Wie läufige Hunde umkreisen sie mich', dachte sie bitter, 'oder wie ein paar Kater, die vor einem Mausloch sitzen, um das Mäuslein, wenn schon nicht einer allein, so doch gemeinsam zur Strecke bringen.'

Der Abfahren, die sie ihm erteilte, leid, meinte er nach solch einem Nein wie bei-läufig, ob sie schon einmal an einen Arbeitsplatzwechsel gedacht hätte. Voll Genugtuung sah er ihr Erschrecken. Könnte ja sein, daß der eine oder andere mit ihrer Leistung nicht ganz so zufrieden sei, nicht wahr?

In den nächsten Wochen und Monaten war man immer weniger mit ihrer Arbeitsleistung zufrieden, beanstandete vor allem ihr Nichtbereitsein für Überstunden, für zusätzlichen Einsatz bei Parteiveranstaltungen. Es war nicht nur, um die eifersüchtigen Vorwürfe ihres Mannes abzublocken, daß sie trachtete, möglichst früh von der Arbeit heimzukommen, vielmehr war es wegen ihrer Mutter. Ihre Schwiegereltern waren der Meinung, daß sie sich um ihren Sohn nicht allzu viel kümmern mußten, bekam doch seine Frau zu seiner Invaliditätsrente auch noch den erhöhten Hilflosen-zuschuß, Geld genug also, daß sie sich um den Kranken kümmerte. So blieb ihrer Mutter neben all der Arbeit, die sie für sie verrichtete, auch noch die Last, den Schwiegersohn zu betreuen. Ihrer Mutter gegenüber war er rücksichtsvoll und ein geduldiger Kranker, mehr schon störte ihn die Lebhaftigkeit seines Sohnes, und er wies die Zärtlichkeit und Anhänglichkeit des Kindes oft brüsk zurück.

Er machte einen letzten Versuch, sie in sein Bett zu bringen, als sie nach einem Selbstmordversuch ihres Mannes tageslang deprimiert war, ihre Arbeit unkonzentriert verrichtete und nun auch zur eigenen Zufriedenheit keine entsprechende Leistung erbringen konnte.

Sie wies ihn noch schärfer zurück als bei all seinen bisherigen Versuchen und Annäherungen.

„Wie ein läufiger Köter“, schrie sie,

„rennst du hinter mir her und wartest, daß du dran kommst.“

„Das kannst du wem andern erzählen, daß du keinen drüber läßt! Du schwitzt es auch nicht beim Hirn hinaus! Wer immer es ist, den du drüber läßt, dann kannst du auch mich in dein Bett nehmen. Wenn nicht, dann fliegst du!“

Sie übersah den Ernst seiner Drohung nicht, dennoch weigerte sie sich, mit ihm ins Bett zu gehen, das würde die Zeit ihres Dienstverhältnisses nur einige Wochen verlängern, bis er ihrer überdrüssig war, wie der anderen vor ihr auch. Vielleicht könnte es auch einige Monate dauern, wenn sie reihum in die Betten stieg, und so nahm sie wenige Tage später die Kündigung mit einem Auflachen entgegen.

Viktor Riemer:

„Zahlen bitte“

Ihr kennt sie sicher: die neuen, die anderen, die lässigen, die fortschrittlichen, die alternativen, die linken — also ich will jetzt einmal ganz keck sagen *unsere* Beisln und Lokale. Dort ist alles ganz anders. Die Kellner laufen dort mit Turnschuhen und Jeans durchs Lokal, die Preise sind mit der Hand geschrieben, der Wirt hat längere Haare oder die Wirtin auch schon mal ein indisches Kleid, die Sessel sind oft ungemütlich, aber dafür proletarisch, die Atmosphäre ist locker bis intellektuell und Frau kann, ohne schief angesehen zu werden, auch alleine hingehen.

Einige Dinge hingegen sind wiederum genauso wie in den 'konservativen' Lokalen. Die Kellner *bedienen* hier wie dort, die Preise werden noch immer mit jenem, seit Marx (Karl, nicht Brothers) suspektem Tauschmittel namens Geld bezahlt, der/die Wirt/in ist noch immer Wirt/in, der/die davon lebt, daß der/die Preis/e (hoppla, jetzt ist doch glatt die Dialektik mit mir durchgegangen — oder war das ein anderes Fremdwort?) also: der Wirt (ha, ha jetzt haben wir der Frauenbewegung wieder eins ausgewischt, ist doch auch lächerlich, als ob sich mit den Endungen an der postmaterialistischen Ausbeutung und der kollektiven Verelendung eines ganzen Geschlechtes überhaupt und im Detail, vor allem weil der Kampf des Proletariates Vorrang hat, etwas ändern würde) ... Es ist nicht zu fassen, man/frau (also doch) kommt vom hundertsten ins tausendste und das soll auch noch gelesen werden. Also: die Wirtin (Ruhe jetzt!) lebt noch immer davon, daß ihre Preise so hoch sind, daß ihr etwas übrig bleibt, der Komfort der Sessel hat mit dem Proletariat ebensowenig zu tun wie die meisten Besucher, und die Frauen werden statt schief angesehen geradeheraus angesprochen, in Softi-Manier, versteht sich.

Langer Einleitung kurzer Sinn: Ich habe eines dieser Lokale für zweieinhalb Jahre als Kellner erlebt. Grund genug, sie fortan zu meiden. Dabei hätte ich doch, wie meine Gäste immer versicherten, allen Grund zur Freude gehabt: sovielen nette Leute (damit meinen sie immer sich selbst).

Die lockere Atmosphäre

„Herr Ober, zwei Achterln“ — Tisch fünf, zwei Achterln, die Tür geht auf: fünf neue Leute betreten das Lokal, auf 3 ist noch Platz, und die vier auf 6 haben auch noch nicht bestellt. Ein kurzer Blick in die Küche, das Essen für Tisch 2 ist noch

nicht fertig, also zuerst die zwei Achterln auf 5. Ich nehme die Gläser, drehe mich vorsichtig um, weil ich Schritte höre: einer der Herren der zuletzt gekommenen Gruppe trägt die Mäntel zur Garderobe. „Die Speisekarte“, sagt er (no na net — das Telefonbuch werd' ich ihm bringen).

Durchstarten zu Tisch 5, ich passiere Tisch 3, „Herr Ober, die Karte“, ich stelle die Achterln hin, auf 6 daneben wollen sie bestellen, da höre ich, wie die Teller für Tisch 2 aus der Küche kommen, Mundwinkel hoch, kurzes, entschuldigendes Lächeln für 6, „einen Moment bitte“, 10 Meter voll, in der Höhe von Tisch 3 ein „ich weiß, die Karte, — kommt sofort“, dann ab zur Küche.

Also die lockere Atmosphäre, meinten sie immer (meine Gäste), und soviel Freunde, das müsse doch richtig Spaß machen. Und die vielen Stammgäste (damit meinen sie auch immer sich selbst), die das Lokal wie ein Zimmer ihrer Wohnung sehen (und sich auch so benehmen), muß das schön sein!

„Servas, wie immer, gell“, bin ich froh, heute hat er sich wenigstens gemeldet, sonst kann es schon passieren, daß sich mein Stammgast irgendwo dazusetzt. Ich sehe ihn nicht gleich, weil er sofort in ein Gespräch verwickelt ist (das geht bei den Linken ja sehr schnell) und nach einiger Zeit herrscht er mich an, wieso sein Viertel noch nicht am Tisch steht. Dieser Stammgast hat einmal drei Tage bei uns gearbeitet, weil er Geld brauchte. Im Streß hat er den Kaffeesatz statt in die dafür vorgesehene Lade in die Zigarettenlade daneben geklopft. Zur gleichen Zeit ist ihm aber das Wasser in der Abwasch übergelaufen und ich wollte für acht Leute die Getränke haben. Der war nachher wie ausgewechselt.

Drei neue Gäste betreten das Lokal, es ist kein Platz, auf 7 sitzt ein Pärchen, das jetzt schon seit zweieinhalb Stunden nur einen Tee und einen Apfelsaft gespritzt getrunken hat, das macht 23 Schilling, davon bekomme ich einen Schilling und 84 Groschen, Trinkgeld wahrscheinlich keines, aber schließlich sind wir in einem linken Lokal, also schickst du die drei Neuen wieder hinaus. „Wir wollen aber etwas essen“ — „Tut mir leid, vielleicht in einer halben Stunde“.

Verlangt wird von dir, daß du freundlich bist, egal ob das Lokal links, rechts um die Ecke oder in der Innenstadt ist, schließlich wirst du dafür bezahlt. „Guten Abend, hast du noch zwei Plätze?“ Was fragen die denn so blöd, das halbe Lokal ist doch noch leer, Großhirn an Mundwinkel: eben! Ich führe sie am Tisch 7, gedrückte Stimmung, oh je, da ist etwas im Gange, ich werde freundlicher, wer weiß, vielleicht streiten sie gerade.

Die permanente Problematik

Es gab immer sogenannte „Beziehungstage“ und „Revolutionstage“. An ersteren waren die meisten Tische besetzt mit Leuten, die gerade irgendwelche Beziehungsprobleme wälzten. Das schlimme daran war, daß erstens alle in etwa die gleichen Probleme hatten, was ich aus Wortfetzen schließen konnte und zweitens, und das nervte mich noch mehr, daß nach zweieinhalb Jahren fast alle noch immer die gleichen Probleme mit den gleichen Menschen gehabt haben. Am schlimmsten aber waren die sogenannten „Revolutionstage“. Der Himmel weiß, warum meistens Gäste mit gleichen Gesprächsinteressen zusammenfanden. An den Revolutionstagen kam es jedenfalls an jedem zweiten Tisch fast zu jenem Umsturz, der das Proletariat an die Macht gebracht hätte. Nicht das ganze Proletariat, versteht sich, ich zum Beispiel wäre offensichtlich nicht an die Macht gekommen. Denn während an den Tischen verbittert darüber diskutiert wurde, was gewesen wäre, wenn in Zukunft unter Berücksichtigung der momentanen Lage des Kapitalismus das Proletariat in Bewegung gebracht worden wäre, wurde meine Bewegung spürbar nicht zur Kenntnis genommen, es sei denn, sie war zu langsam, und provozierte, daß die Versorgung mit Speis und Trank ins Stocken geriet. Da waren Mann und Frau aber auch gleich ungehalten.

22.00 Uhr, Halbzeit und stärkste Zeit zugleich. Das Lokal ist voll und gleicht einem brodelnden Kessel, ich habe die Bestellungen von 9 Tischen und cirka 20 Einzelrechnungen im Kopf, die Bewegungen werden mechanisch, ich nehme nichts mehr getrennt wahr, bin Teil eines wogenden, bebenden, zu Explosionen neigenden Ganzen aus Schweiß, Zigarettenqualm, Bierdunst und dem Geruch des Tagesmenüs. Raus aus der Küche, die Hände voll Teller mit Essen, Spurt 10 Meter geradeaus, scharfe Rechtskurve zu Tisch 7, das Essen abgestellt, Drehung 180 Grad, vor mir Tisch 5, ich schnappe die leeren Gläser und nehme die Nachbestellung auf: 3 Krügerln, ein weißer G'spritzter und zwei Tee, einer mit Milch, einer mit Zitrone, 90 Grad nach links, 5 Meter voll, linker Hand Tisch 9 ein Viertel Riesling, zwei Achteln Grüner Veltliner, ein Orangensaft gspritzt „aber mit Mineral bitte“, Rechtsdrehung 5 Meter voll bis in die Küche, während des Vorbeilaufens an der Theke rufe ich die Bestellung. Aus der Küche nach einem Meter links Tisch 1, neun Personen, zurück zur Theke, mit dem vollen Tablett zuerst zu 9 (ein Viertel, zwei Achtel, Orange-gespritzt mit Mineral), dann zu 5 der Rest, 180 Grad leicht rechts, Tisch 8: 10 Leute, leere Teller, zwei große Braune, ein kleiner Mokka, „habt ihr einen Schnaps“, ja, zwei

Slibowitz, noch ein Seidel, drei Schokoladepalatschinken, hinter mir ruft jemand etwas, ich zische los, auf dem Weg zur Theke kommt mir ein Gast entgegen, „bring' mir noch ein Viertel“, wieder zu 8, die Getränke, „habt ihr Zigaretten?“, „Marlboro“, wieder zu 8, „geh bring' mir einen Mokka“, leere Teller auf 3, wieder zu 8, diesmal mit den Palatschinken, „jöö, die schau aber gut aus, bringst' mir auch welche“, wieder zu 8, „...weil die Bourgeoisie...“, Tisch 2 abräumen und als bezahlt aus dem Gedächtnis streichen. Neue Gäste kommen herein: zwei Pärchen, „ihr könnt euch hier zusammensetzen“, Handbewegung zu Tisch 2, ein Paar verzieht das Gesicht, geht, „... und das war gemein von dir...“. Bestellung auf 2, Ruf von 4, „... weil die Sozialdemokratie...“, leere Gläser auf 8, Essen für 6, „... und damals hätten die Russen ...“, Getränke für 2, „... und am 22. Oktober ...“ abräumen auf 9, „... sind wir in Nikaragua gewesen...“

Um 2 Uhr in der Früh war Sperrstunde. Da der Sozialismus noch nicht angebrochen war, warteten noch einige auf sein Kommen. Meine Aufforderung, zu gehen, nahmen sie mit Befremden zur Kenntnis und murmelten etwas von Wien und Weltstadt. Meinen Hinweis, es beginne nun *mein* Feierabend, *meine* Freizeit, nahmen sie meist aber nicht mehr mit Befremden, sondern schlicht mit Unverständnis auf. „... zahlen bitte...“

Als Feministin muß Frau ...

Meine neuen roten Schuhe werden einige Verwirrung bei meinen Mitstreiterinnen für die Emanzipation der Frau stiften. Hat der rote Lippenstift ihre Geduld und ihre Zweifel schon getestet, in der Kombination mit grauem, engem Rock und den schon erwähnten Schuhen werden sie der Ernsthaftigkeit meines Engagements keinen Glauben mehr entgegenbringen.

Seit Jahren im Dunstkreis der Feministinnen in Wien, die sich durch ihre 'große' Anzahl auszeichnen, ist frau den 'moralischen' Vorstellungen dieses Kreises ausgesetzt und bastelt auch fleißig an dem vorhandenen Wertmaßstabmodell, d.h. auch frau hegt und pflegt das Moralgerüst, selbstverständlich ein den bürgerlichen Vorstellungen entgegengesetztes ...

... die weiße Rüschenbluse im Kasten lassen ...

Die äußere Erkennungsmöglichkeit ist wichtig. In der Öffentlichkeit — vom 'Durchschnittsbürger', von der 'Durchschnittsbürgerin' als „lauta schiache Weiba, die kan Mon findn“ eingestuft, im Dunstkreis ist es das Nicht-Zugestehen bzw. Fast-Verleugnen der eigenen Weiblichkeit. Kurze Haare, ungeschminkt, weite Schlabberpullis, Jeans oder weiter (indischer) Rock, Schuhe, deren Absätze nie die 4cm-Grenze überschreiten (richtig bequeme für Demos). Wem sind sie nicht bekannt, 'die' Frauen!

So manche meiner ehemals kurzgeschorenen Mitstreiterinnen für die Frauenrechte greift nun zu Lippenstift, trägt grelles Rot auf den etwas längeren Fingernägeln. Es geht das Gerücht um, sie seien dem 'Neuen alten Weiblichkeitsmythos' verfallen. Lange Zeit bzw. noch heute war / ist es verpönt, der Weiblichkeit etwas Kosmetik und Mode anzutun. Den Teil der Sehnsucht des Spielens mit den verschiedenen Rollen haben wir Feministinnen eindeutig verdrängt. Wir haben unseren Handlungsspielraum eingeengt, unsere Grenzen verschoben und die Auseinandersetzung mit den weiblichen Verhaltensmustern auf die geistige Ebene verlagert. Wir wollen anders sein als die anderen — die 'normalen' — Frauen, keine Opfer der Schönheitsindustrie, nicht als Sexualobjekt betrachtet werden. Mit den äußeren Barrikaden lassen wir die Blicke der Männer nicht auf unsere Körper

durchdringen, ohne sie jedoch unmöglich machen zu können. Brüste und Beine gibt es seiten- und zeitungswise in jeder Trafik, an jedem Kiosk zu Sonderpreisen. Wir Feministinnen verweigern uns als Einzelpersonen, das Zur-Schaustellen der Frau an und für sich können wir nur kaum vermeiden bzw. verhindern.

Mann kennt nun auch schon Feministinnen, weiß mitunter, ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Manchmal, so muß ich verschämt zugeben, freut es mich, die Reaktion meiner männlichen Mitmenschen zu genießen, wen ihnen aus meinem lippenstiftrotbemalten Mund eine feministische Satzkonstruktion ihren ungeschminkten Mund zum erstaunten Öffnen innehalten läßt. Kein Patentrezept, aber eine von vielen ungeahnten Spitzen gegen die Selbstverständlichkeit der Einordnung.

... der Kosmetikindustrie mit Henna eins auswischen ...

Feministinnen, wie schon oben erwähnt, schminken sich nicht, im Höchsthfall Wimperntusche, aber auch nur für Fraueneifeste. Kein grauer, brauner oder blauer Stift kommt dem Augenlid nahe, kein Lack dem Nagel. Naturkosmetik, Henna zum Haare färben und kräftigen. Überdurchschnittlich viele rothaarige Frauen befinden sich bei Frauenveranstaltungen, aber die Kosmetiklobby soll an uns Frauen nicht verdienen. Statt der Düfte von Madame Rochas und Dior schwebt der laute Duft von Patschuli und Sandelholz. Ab und zu, fernab von unseren feministischen Mitstreiterinnen, zu geheimen Rendezvous ...

... mit allen Frauen solidarisch sein ...

Mein anfänglicher Glauben daran, Frauen seien die besseren Menschen auf Erden, ist durch die intensive Arbeit mit, durch, von, für ... Frauen zu einer realistischen Hoffnung geworden. In Plenas, Arbeitsgruppen etc. dürfen wir uns gegenseitig hassen und beschimpfen, in der Öffentlichkeit soll einheitliche Sympathie bekundet werden.

Die verschiedenen Lebens- und Arbeitssituationen von Frauen sind mitunter trennende Faktoren im gemeinsamen Kampf. Es ist zwar bekannt, daß Frauen die Unterdrückten der Unterdrückten sind, aber manchmal ist der Käfig einer Frau größer, bunter, etc. Die Klassenunterschiede lassen sich nicht wegleugnen.

... einen Mann wie James Bond hassen ...

Wir brauchen keine harten Männer, wir sind selber hart genug. Dem Anspruch, im Leben eine harte Frau zu stellen, sollten wir Feministinnen immer gerecht werden. Es bedeutet, ständig im Kampf zu sein. Kaum Erholungspausen können wir uns gönnen, denn den Frauendiskriminierern fällt immer wieder Neues ein. Das Zurücklehnen an die breite Schulter des Mannes gibt es für uns nicht. Schutz brauchen wir keinen und wenn wir Kraft holen, dann von den Frauen. Wenn schon Kraft vergeuden, dann in sinnlosen Diskussionen mit Männern.

Starkes, forsches Auftreten ist schon der halbe Sieg. Fühle ich mich einmal nicht besonders gut (die vorherige Diskussion hat mich schwer angeschlagen, die frauenfeindlichen Werbungen gehen mir zu sehr auf die Nieren), dann bin ich „auf inkognito“ unterwegs. Alice Schwarzer — nie gehört; Benachteiligung von Frauen im Beruf — nichts als Paranoia der Frauen.

... wie ein Fisch ohne Fahrrad sein, d.h. unbemannt ...

Heterofeministinnen sind mit Vorsicht zu 'genießen'. Wie kann frau Männer lieben und gleichzeitig für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau eintreten? Welche Frau hat diese Diskussion noch nicht geführt.

Daher die Frage „Bist Du mit einem Typen zusammen?“ tunlichst umgehen und bei Problemen mit Typen die Antwort „Das kommt davon, wenn frau sich mit Männern einläßt“ einplanen.

So weit, so gut, so hetero, ist ja auch nicht so schlecht, und warum verstecken, was die Mehrheit der Frauen in ganz Österreich betreibt. Lustlos, wir wissen, unbefriedigt, wir kennen die Statistik auswendig, unterdrückt, wir hören dies aus täglichen Erfahrungsberichten. Was tun, wenn nicht asexuell? Auch als Feministinnen stehen wir nicht über den Negativfolgen der männlichen Sexualität und deren Umsetzung.

Fas jede Frau hat schon mal mit einer anderen ... Fast jede hat „Penetration ist Gewalt“ — Parolen auf einer Frauendemo lauthals geschrien.

In persönlichen Gesprächen hat sich diese Parole als 'gesellschaftspolitisch' entpuppt. Der Weg zur neuen, zur frauenfreundlichen Sexualität ist ein langer und harter. Frauenbeziehungen sind ganz anders, freier, lustvoller, unterliegen nicht den Strukturen.

... jung, frei und ungebunden sein

Die richtige Feministin lebt alleine, auf sich gestellt, selbstbewußt, alles managt sie selber. Und sei es auch den nächsten Aufriß für die übernächste Nacht. Aber keine Beziehungskisten, die hemmen nur die eigene Freiheit und machen abhängig. Eifersucht ist Besitzdenken, also vermeiden und wenn nicht vermeidbar, dann darüber schweigen. Du mußt selbst zu Dir stehen und wenn nicht, dann stehst Du da mit Deiner Eifersucht und weißt nicht wohin. Ist frau verliebt (hoffentlich in eine Frau), so kann es vorkommen, daß sie für einige Zeit aus der feministischen Bewegung verschwindet und zur Privatperson wird. Die Zweierbeziehung erscheint dann im anderen — besseren — Licht. Bis die ersten Schwierigkeiten auftauchen, ja dann weiß frau, die Zweierbeziehung ist nichts für sie. Wir tun wieder auf polygam und vielseitig, bis zur nächsten großen Liebe. Zwischendurch können wir uns dem feministischen Kampf widmen.

... von Simone de Beauvoir bis ...

die Frauenkultur bevorzugen. Der Bücherschrank ist voll von feministischer Literatur, von Literatur von Frauen. Die Theorieabteilung ist voll belegt, ständig fallen uns Zitate und Argumente unserer 'Weiblichen Köpfe' ein. Jeder männliche Schriftsteller ist unter dem Gesichtspunkt seiner Einstellung zu Frauen zu lesen und kritisieren. Und wie wir vor kurzem durch Enthüllungen von Brecht'schen Gedichten über die Liebe erfahren, war ja auch er kein Guter.

In den letzten Jahren hat sich eine wahre Flut von Frauenliteratur, besser gesagt Frauenkunst, gelöst. Wir wissen ja alle, Frauen, die unterdrückten Talente, versuchen nun mühsam, ihre Geschichte wiederzufinden. Und anscheinend darf kein Versuch als gescheitert betrachtet werden, ohne den Vorwurf der Frauenfeindlichkeit auf die Stirn geklatscht zu bekommen. Lassen wir die Männer uns kritisieren, warum sollen wir uns gegenseitig zerfleischen.

... auch dann lachen, wenn die Realität ihr die Kehle zuschnürt ...

Es ist nicht immer leicht, Ansichten zu vertreten, die bei einer winzigen Minderheit Rückhalt finden.

Manchmal möchte ich den feministischen 'Schmarrn' vergessen, verbrennen, mir den nächsten Bankbeamten anlachen und ihm zwei Kinder schenken. Doch halt, was muß frau, wenn sie Feministin ist, ...

Feministin oder Hure?

Aspekte von linker Moral und Prostitution

I *Linke Moral und Prostitution*. Da gibt es erstmal die Abgrenzung, Ablehnung, Prostitution als Ausdruck einer pervertierten, bürgerlichen Sexualität, verklemmte Männer mit armseliger Schwanzsexualität, ausgebeutete Frauen und brutale Zuhälter. Das liegt weit außerhalb des linken „Vögels“, der „reinen“ linken Sexualität.

Andererseits, und das ist nur die andere Seite derselben Medaille, gibts die Faszination des Verbotenen, der voyeuristische Blick durch die Schlüssellochperspektive. So können Zeitschriften Prostitution regelmäßig als Aufreißthema benutzen, „Club 2“s über Prostitution sind immer publikumswirksam. Männliche Soziologen, die sich neuerdings diesem Milieu mit besonderer Liebe annehmen, können ihrer privaten Neugier den Mantel von Wissenschaftlichkeit umhängen, wie gut, daß es den neuen Ansatz von „teilnehmender Beobachtung“ gibt. Und die Leser dieser Publikationen sind dann auch nicht voyeuristisch, es ist ja wissenschaftlich-analytisch, distanziert, da braucht man beim Lesen kein schlechtes Gewissen zu haben, kann man sich der heimlichen Lust am verbotenen Blick hingeben.

Verteufelung und gleichzeitig Faszination, beides nicht dazu angetan, das Mysterium Prostitution zu lichten, das irgendwo zwischen Josephine Mutzenbacher und dem armen, von Zuhältern auf den Strich gezwungenen Hascherl liegt. Da ist die Rede von den „Schönen der Nacht“, den „Liebesdienerinnen“, den „Bettartistinnen“. Wo unterscheiden sich die Linken von den Bürgerlichen? Alle schauen mit derselben Faszination auf die Frauen am Gürtel, vielleicht genießen sich die Linken für ihre Neugierde ein bißchen mehr. Prostitution beflügelt scheinbar die Phantasie aller Männer, Machtphantasien von der Käuflichkeit weiblicher Körper, wo sie dann vielleicht alle sexuellen Wünsche ausleben können, endlich ohne auf eine Partnerin Rücksicht nehmen zu müssen. Denn Frauen sind heutzutage anspruchsvoll.

Einige Männer trauen sich dann auch hin zu Prostituierten, versuchen, es vor sich selbst und der „linken“ Umgebung (wenn die's überhaupt erfährt) zu rechtfertigen: Es sei bei ihnen ganz etwas anderes, sie würden die Frauen nicht verachten, sie nicht auf ihr Geschlecht reduzieren. Und erwarten damit von der Prostituierten fast Dankbarkeit, (wann hat sie

denn schon 'mal so einen klassischen Kunden, der es doch eigentlich gar nicht nötig hätte), wo sie doch für ihr Geld enorm viel verlangen: Gespräche, wo sie möglichst viel von IHR, der Prostituierten, erfahren wollen. Und dann noch eine ganzkörperliche, lustvolle Sexualität, wo sie am liebsten der Prostituierten auch einen Orgasmus schenken möchten. Die Grenzen zwischen Kunden und Liebhaber sollen verschwinden, natürlich nur für die Zeit des Sexualaktes. Linke Kunden sind anspruchsvolle Kunden, ein schlechtes Geschäft. Und da der Orgasmus einer Prostituierten ihre stärkste Demütigung ist, werden wohl auch die linken Kunden ohne diesen Triumph, den Beweis ihrer 'Andersartigkeit', nach Hause gehen müssen.

Weibliche Prostitutionsphantasien gibt es natürlich auch, die sind aber, da die Distanz zwischen 'reinen' Frauen und Huren viel größer ist als zwischen Männern und Prostituierten, noch phantastischer. 'Reine' Frauen können nicht einfach einmal als potentielle Kunden in die Szenerie heineinschnüffeln, sie müssen sich ständig von Huren abgrenzen. Die Phantasien drehen sich dann auch meist nicht um die sichtbare Hure auf der Straße, sondern um irgendeine luxuriöse Edelhure mit interessanten, zärtlichen, gutaussehenden Kunden, über die sie eine gewisse Macht hat und von deren Geld sie gut leben kann. Kunde gleich Liebhaber. Die Grenzen zwischen Kunde und Liebhaber sollen verschwimmen, natürlich nur für die Zeit des Sexualaktes.

Prostituierte haben selbst ihre Welt zuerst entmystifiziert. Die Prostituierten von Lyon, die 1975 die Kirche Saint-Nizier besetzt und zum ersten Mal Forderungen formuliert haben. Forderungen nach Abschaffung aller diskriminierenden Maßnahmen, denen sie als Prostituierte ausgesetzt sind, nach Anerkennung ihres Berufes wie andere auch. Die formuliert haben: „Wir sind Frauen wie andere auch.“¹ Und Frauen aus der Frauenbewegung, die sich solidarisiert haben: „Wie jede Frau wußte ich, daß die Prostitution für uns andere Frauen so etwas wie ein Anschauungsprozeß ist. (...) Man braucht als Frau nicht viel Phantasie, um etwas von der Lebenserfahrung der Prostituierten zu erfahren.“²

„Ich habe in einer Bar gearbeitet, in einem Animierbetrieb, war fünf Tage eine Hure. Unterschiedliche Positionen der Frauenbewegung in meinem Kopf, vom „Es ist die konsequente Fortführung der Art von Sexualität, wie sie zwischen Männern und Frauen in unserer Gesellschaft praktiziert wird

1) So der Titel eines Buches von Pierre Biemann

2) Kate Millet: Das verkaufte Geschlecht, S. 100/101

— nur bekommt frau als Prostituierte wenigstens dafür bezahlt“ bis „Es ist die deutlichste Entwürdigung, Erniedrigung von Frauen als käuflicher Körper.“ Dazu in mir noch die linke Moral, durch die ich meinen Ausflug ins Prostituiertenmilieu intellektuell begründen mußte, als soziologische Studie, journalistisches Projekt. Es war aber, ganz banal, die Suche nach der Erfahrung der Prostitution, Ausleben meiner Prostitutionsphantasien.

So habe ich mir dann auch eine Bar der gehobenen Ansprüche ausgesucht, konnte mich in eine gepflegte, schöne Frau im Abendkleid verkleiden — und war schon in der von mir erwarteten Rolle. Jegliche beobachtende Distanz verlor sich bereits in der ersten Barstunde. Ich war ein Mädchen, das die Maschinerie der Bar aufrechterhält, Mitspielerin in dem absurden Theater, das dort jede Nacht gespielt wird. Und ich konnte meine Rolle gut, Männer charmant anlächeln, sie bestätigen, mit meinem Körper kokettieren — das sind alles Dinge, die ich in meiner Frauensozialisation gut gelernt habe, und die auch in der linken Szene „erfolgreiche“ und erwartete Verhaltensweisen sind. Wo sind die Grenzen zwischen einer Hure und einer Feministin?

Ein Gesellschaftsspiel, sozusagen, Männer kaufen Frauen, ihre Aufmerksamkeit, ihre Unterhaltung, für Aufgeld auch ihren Körper. Frauen betrachten Männer als Mittel zum Überleben, da sitzt das Geld, in der Männermasse, interessant ist, wer genug Geld hat, um sie zu bezahlen. Und beide wissen, warum sie zusammensitzen, was die Position, Funktion des Anderen ist, sie verachten sich gegenseitig dafür — und spielen sich dann eine Liebesszene vor. Ein gesellschaftliches Lernspiel, das sind die Rollen von Frauen und Männern. Profitieren tut der Besitzer der Bar.

Mittendrin ich, mit meiner linken Moral, dem Idealbild einer gleichberechtigten Mann-Frau-Beziehung, fasziniert und abgestoßen von dieser inszenierten und doch so entlarvenden Welt. Die Faszination für das Vortäuschen von Interesse, leere Unterhaltungen, Geld zu bekommen. Sachen, die ich bisher auch gemacht habe, umsonst. Die Faszination, für mein reduziertes Frau-Sein bezahlt zu bekommen. Abgestoßen von der Hierarchie, dem ständigen Verstellen, dem Erleben meiner Käuflichkeit, der permanenten Betrunkenheit.

Dann das körperliche Erleben von Prostitution, das Verkaufen meines eigenen Körpers, da, wo's egal wird, ob der vorher mit einem Abendkleid oder dem Gewand einer Sträbuhure angepriesen wurde. Wieder das Erschrecken, das kenne ich schon, sowas hab ich schon erlebt: Eine rein an der

männlichen Lust orientierte Sexualität, bei der vielleicht weibliche Lust ein Abfallprodukt sein kann, auch zur männlichen Stimulierung erwünscht ist — die Sexualität aber nicht daran aufgebaut ist. Eine Sexualität, bei der die Frau mitmacht, vielleicht auch etwas Lust empfindet — weil sie sich irgendetwas davon erhofft: Aufmerksamkeit, Anerkennung, soziales Prestige, Liebe. Eine Sexualität, wie sie überall, auch in der linken Szene vorkommt, manchmal nur in Aspekten, Momenten. Einziger Unterschied: Ich habe Geld bekommen, und dieser demütigende Akt der Geldübergabe hat das ganze Machtverhältnis und den Charakter der Sexualität entlarvt: es war Prostitution. Und ich habe mich mies gefühlt, mich und meinen Körper dafür gehaßt und verachtet.

Das war für mich der Punkt aufzuhören. Die Erkenntnis, daß ich kurz davor war, etwas für mich sehr Wichtiges zu verlieren: meine mühsam erworbene Lust am eigenen Körper.

Ich habe viel gelernt in diesen fünf Tagen, das wohl Zentrale: Prostitution ist etwas sehr Entwürdigendes, Erniedrigendes, Demütigendes für Frauen und es ist eine Erfahrung, die wohl fast jede Frau schon gemacht hat — ohne es als so etwas zu deklarieren.

III *Was ich in der Form nicht erwartet habe:* Die Reaktionen meiner linken Freunde auf meine Arbeit, die waren gespickt von mehr oder weniger versteckter Moral. Ausleben von Phantasien, darf man das? Das verspüren von Faszination, meine mangelnde Distanzierung, Parallelen zwischen „linkem Leben“ und Prostitution — fast ist es, als hätte ich ein Tabu verletzt, eine Provokation.

Frauen kann ich leichter vermitteln, was ich erlebt habe. Da kommt Betroffenheit aus der Identifikation mit meiner Rolle und oft die Abwehr: „Das könnte ich nie ...“. Und doch, meine Erlebnisse sind nur von der Szenerie her exotisch. (Weiter geht's bei: Aber ...)

Bei meinen männlichen Freunden und Bekannten, da geht die Vermittlung noch schwerer. Viele Fragen empfinde ich als offenen oder versteckten Voyeurismus: „Mit wie vielen Männern hast du denn ... Wie war's?“ Mich als käufliche Frau, das läßt Phantasien sprießen.

Immerhin, reagiert haben sie alle, es ist ja schon interessant, diese Informationen aus der ersten Hand. Wer kennt schon eine Hure, noch dazu aus der eigenen Szene?

Aber ich merke, mitteilen kann ich viel leichter distanzierte Situationsbeschreibungen, Analysen — auf Distanz kann

distanziert reagiert werden, wie auf eine Reisebeschreibung — nicht aber meine Widersprüche, die Vermischungen der Hure und der Feministin Nicole, das verunsichert, scheinbar nicht nur mich.

Nach der ersten Phase des starken Interesses, der voyeuristischen Neugierde, kam die nächste Phase des Drüber-

Schweigens, ein dunkler Punkt in meiner Vergangenheit, der nicht zu dem Bild von mir paßt. Mit diesem Stillschweigen wurde ich wieder in den exklusiven Kreis der Linken aufgenommen. Ich lerne draus und zeichne mit Pseudonym, meinem Namen als Prostituierte

Nicole

Bananenmoral?

Dies ist eine kurze, kaum verfälschte, aber komprimierte Zusammenfassung zahlreicher Diskussionen, die in einer Wohngemeinschaft, in der ich fast vier Jahre gewohnt habe, geführt wurden. Es ist eine Beschreibung der Moral der Alternativen (einer alternativen Moral?):

Man stelle sich die Wohngemeinschaft beim abendlichen Mittagessen vor, die Gemüter sind nur hinreichend beruhigt. Um einen großen Tisch sitzen sechs Leute, Ingrid, Maria, Franz, Kurt, Peter und Theodor (ein Gast). Offensichtlich hängt etwas in der Luft, Franz holt es als erster herunter:

- Franz:** Wer hat denn da heute wieder Bananen gekauft? ihr wißt ja, daß man damit nur die Großgrundbesitzer in der Dritten Welt und folglich die Ausbeutung der armen Landarbeiter dort unterstützt!
- Kurt:** Aber ich hab einfach Lust auf Bananen gehabt. Und sie schmecken im Müsli so gut.
- Ingrid:** Aber Franz, es hilft doch nichts, wenn irgendeiner von uns keine Bananen mehr kauft, das ist doch reiner Individualismus. Wenn, dann müßten wir das nach außen tragen, eine politische Aktion, ein Streik der Verladearbeiter, ein Bananenboykott der Werk tätigen oder so. Sonst ist es wurscht.
- Maria:** Da willst du links sein und sagst, es wäre sonst wurscht. Das ist ein typischer Widerspruch von dir. Du trennst immer dich selbst und die politische Einstellung. Und dann redet man so und handelt anders.
- Theodor W.A.:** „Es gibt kein richtiges Leben im falschen!“ Das ist von Adorno.
- Maria:** Geh, du Theoretiker, wir wollen jetzt schon richtig leben und nicht erst nach der Revolution. Ich finde die persönliche Glaubwürdigkeit irrsinnig wichtig.
- Peter:** Also ich find, es ist eigentlich wichtiger, statt der Dritte-Welt-Bananen über die zionistischen Orangen zu diskutieren, die da im Obstkorb liegen!
- Ingrid:** Willst du uns pflanzen oder meinst du das ernst?
- Peter:** Natürlich ernst, da geht es um das Selbstbestimmungsrecht eines ganzen Volkes, der Palästinenser.

- Franz:** Ts, ts, im Winter Bananen und Orangen kaufen — kein Naturgefühl mehr, jahraus, jahrein dasselbe ...
- Peter:** ... und biologisch sind sie auch nicht! ...
- Franz:** (setzt fort): ... und überhaupt gibts heute schon zum zweitenmal in der Woche Fleisch! Das übersäuert das Blut, ist ungesund, und auch nur ein Achtel der Zähne sind Eckzähne, und deswegen sollte auch nur ein Achtel der Ernährung aus Fleisch bestehen.
- Kurt:** Das ist aber jetzt Wald- und Wiesenmedizin, dabei bist du Arzt! Ich akzeptier, wenn du sagst, da sind soviele Östrogene, Betablocker und sowas drin, aber das mit den Zähnen ...! Wo hast du das aufgeschnappt? Außerdem brauchst du es ja nicht essen, es genug Reis (selbstverständlich Naturreis, HP) da.
- Franz:** Ich eß es auch nicht!
- Ingrid:** Auch gut, dann bleibt mehr für uns.
- Franz:** Schleich dich!
- Ingrid:** Aber um noch einmal auf die Bananen zurückzukommen, ob wir jetzt keine mehr kaufen, merkt nicht einmal der nächste Greißler. Und im globalen Maßstab sind wir nur mehr ein Nichts hinter dem Komma.
- Peter:** Aber es kommt auch auf das kleine Bißchen an! Es ist nur eine Ausrede von dir, damit du dir's bequemer machen kannst.
- Ingrid:** Was heißt da Ausrede? Bring doch Argumente! Wo mach ich mir's bequem? Ich bin politisch aktiv, werkel herum während du höchstens ab und zu mal auf eine Demo gehst!
- Peter:** Werd nicht ausfällig! Politisch kannst du ja gute Dinge machen, aber wenn du selber einmal zurückstecken müßtest, dann fängt die Inkonsequenz an.
- Ingrid** (kopfschüttelnd): Das ist dieser verdammte Individualismus, den du in deiner Schweizer Kindheit mitbekommen hast!

Es soll noch gesagt werden, daß trotz (oder gerade wegen) der wochenlangen Diskussionen die gemeinsamen Essen Musterbeispiele zufriedener und gelebter Solidarität waren. Das Pikante war nämlich, daß sowohl die/der Röteste, wie auch die/der Grünste den Bananenkauf befürworteten, alle dazwischen ihn mehr oder weniger ablehnten. Das erschwerte eine Frontenbildung und einen politisch-argumentativen Prozeß immens. Auch blieb von den Mahlzeiten nie etwas über (weder vom Fleisch noch vom Getreideauf-lauf, mit dem mich eine wohlwollende Abneigung verbindet).

Zuschauer

Ich sitze
wie ein Zuschauer im Stadion
wie ein Besucher im Theater
und sehe mir die Kämpfe an
den Kampf der Sandinisten im befreiten Nicaragua
den der Guerilleros in El Salvador und Guatemala
den der Palästinenser in ihrem eigenen
noch nicht befreiten Land
sehe Kämpfe und Kämpfer
in Afghanistan, Angola, Soweto und anderswo
und endlich auch wieder in Chile
kaum ein Land ohne Kampf
sehe zerfetzte Leiber
weinende Frauen
erschreckte Kindergesichter
zerstörte Wohnungen und Häuser
niedergebrannte Dörfer
zerbombte Städte
ich sehe zu
spende für
„Waffen für El Salvador“
leiste Solidaritätsunterschriften
und freue mich
wenn sich ein Volk selbst befreit hat
wie lange noch
werde ich diese Kämpfe
konsumieren können
wann werde ich mich endlich
von meinem Platz erheben
und ... ?

Moral — ein linkes Tabu

Der Mensch ist reizend, solange man keine moralischen Anforderungen an ihn stellt. (Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften)

Wolf Biermann gibt sein erstes Konzert in der BRD, in Köln. Er weiß noch nicht, daß ihm kurz danach die Rückreise in seine Heimat, die DDR, verboten wird.

Er sagt ein Lied an, das er „seinem Freund — aber nicht Genossen! — Rainer Kunze widmet“, der in seinem Buch „Die wunderbaren Jahre“ davon berichtet, wie Jugendliche in der DDR von Polizisten geschlagen und mit Hunden gehetzt werden. Wolf Biermann ist zwar solidarisch mit Rainer Kunze, „aber“, fügt er hinzu, „man kann auch mit Wahrheiten lügen.“ Danach singt er das Lied „Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt durch sie um“.

Mir zog es das Herz zusammen. Kann man mit Lügen wahrheiten? dachte ich. Und: hat der Sozialismus es nötig, seine Wirklichkeit zu verbergen? Ist er dann noch das, was er vorgibt, zu sein? — Das kann doch nicht alles gewesen sein.

Verdrängung I

Nach meinen Erfahrungen hat die „Linke“ ein sehr rigides Moralsystem aufgebaut. Ein System allerdings, das häufig durchbrochen und selten besprochen wird. Es gibt Zonen, die nicht betreten werden dürfen. Man hat ein Ideal und klammert sich daran fest. Das war früher einmal die Sowjetunion, dann China, heute ist es Nicaragua. Allen gemeinsam ist, daß sie weit entfernt sind und Solidarität mit ihnen nicht müde macht und keinen Durchfall oder Kreuzschmerzen hinterläßt. Kritik am Ideal ist nicht erwünscht. Zwar darf im Freundeskreis schon ab und zu über die Probleme von Afghanistan oder Polen geredet werden, aber öffentlich gilt es, Einheit zu wahren. Rainer Kunze wird so zum Nestbeschmutzer, denn zuerst sind wir solidarisch und später einmal, vielleicht, kritisch. Das hat sich schon einmal als Fehler erwiesen:

Ernst Fischer, in „Das Ende einer Illusion“: „Es wäre zu einfach, zu bequem, unser Gewissen mit der Antwort zu beruhigen: Wir haben das alles nicht gewußt. Die von Chruschtschow mitgeteilten Untaten des Stalin-Regimes waren uns unbekannt. Das alles wußten wir nicht, konnten wir nicht wissen — und hätten wir sogar dies und jenes erfahren, keiner

von uns wäre imstande gewesen, irgend etwas zu ändern, aufzuhalten, abzuwenden. Kann man also von Mitschuld sprechen? Es steht mir nicht zu, im Namen anderer, sondern nur im eigenen Namen und soweit es mich selbst betrifft, zu antworten. Und diese Antwort lautet: Ja!

Ich denke zurück: Da gab es doch manches, das mich beunruhigte. Da wurden Menschen verhaftet, die ich kannte und die für Feinde des Kommunismus zu halten ich mich weigerte. Da gab es befremdende Geständnisse, erschreckende Todesurteile. Da gab es eine merkwürdige Zurückhaltung russischer Freunde, etwas Unausgesprochenes und wie zur Maske Erstarrtes. Da gab es einen fast byzantinischen Ritus mit monströsen Bildern und mechanisiertem Applaus ... Wohl haben wir manchmal gefragt: Da muß doch etwas nicht stimmen, nicht in Ordnung sein? Aber man hat uns erwidert, so zu fragen nütze nur dem Gegner, und wir haben uns damit abgefunden.“

Hoch die Solidarität

In seltsamem Gegensatz zu den vielfachen Solidaritätskundgebungen steht die Tatsache, daß es eine Unmenge von kleinen, linken Gruppen gibt, die sich gegenseitig mit einer Begeisterung bekämpfen, die einer wichtigen Sache angemessen wäre. Jede Gruppe im Besitz der absoluten, allein-seligmachenden Wahrheit und bereit, dieses Eigentum mit allen Mitteln zu verteidigen. Eine aufreibende Tätigkeit, die einen Großteil der Arbeitszeit bindet.

Wer jemals eine Zeitschrift produziert hat, weiß daher, das er linke Autoren zumindest dreimal an den Abgabetermin für sein Manuskript erinnern muß, um es dann zwei Tage nach Redaktionsschluß zu erhalten. (Routinierte Redakteure setzen daher einen vier Wochen früheren Termin fest, was sich aber allzu bald herumspricht und wieder dort endet, wo alles angefangen hat. — Ausnahmen gibt es natürlich auch.)

Solidarität hat ein Doppelgesicht: je mehr sie den persönlichen Lebensbereich betrifft, desto geringer ist sie. Mathematisch gesagt: die Solidarität nimmt mit wachsender Entfernung linear (manchmal auch quadratisch) zu und umgekehrt.

Verdrängung II

„Es gibt Wichtigeres zu tun, als über Moral zu reden“, sagte Helga zu mir. „Denk an die Kriegsgefahr und die neofaschistischen Tendenzen! Dagegen müssen wir etwas unternehmen.“

Sie sieht mir so kämpferisch in die Augen, daß ich für einen

Augenblick vergesse, was sie mir vor einigen Monaten erzählt hat.

„Unsere Beziehung funktioniert überhaupt nicht mehr“, hatte sie geklagt. „Er redet dauernd von der Befreiung der Menschheit, rennt von einem Arbeitskreis zum nächsten, von einem Referat zum anderen. Aber wir schaffen es nicht einmal, über unsere Eifersucht zu reden oder über Kinder. Jeder hockt über seine Arbeit gebeugt, vergißt den anderen. Sind wir noch anders als jene, gegen die wir kämpfen?“

Zwei Wochen danach haben die beiden sich getrennt, nach Auseinandersetzungen, wie sie brutaler und erbarmungsloser in einer bürgerlichen Ehe nicht stattfinden können. Sie schlugen sich mit Worten tot.

Heute ist Helga wieder zuversichtlich. Sie hat zwar noch keinen neuen Freund, mit dem sie gerne zusammenleben würde, um Kinder zu bekommen, und aufziehen zu können, aber sie hat einen neuen Arbeitskreis gegründet, der sie vergessen läßt. Sie hat ihre Wunden mit politischem Engagement zugepflastert. Es funktioniert.

Zwischen dem Ideal einer sozialistischen Gesellschaft und der eigenen Lebenspraxis wird eine unsichtbare Wand geschoben, als hätte das eine mit dem anderen nichts zu tun. Eine solche Diskrepanz verbraucht viel Energie, oder, um es psychologisch zu sagen: es muß heftig und mühevoll verdrängt werden. Das Ergebnis sind jene müden Gestalten, wie sie in jedem linken Beisel besichtigt werden können. Die Hoffnung auf eine andere, schönere, bessere Welt ist zum Programm verkommen. Das Programm wird gefordert, aber nicht gelebt; die bürgerliche Doppelmoral wird zu einer sozialistischen.

Natürlich stolpere ich bei der Verwirklichung meiner Vorstellungen ständig über meine Herkunft, die eine kleinbürgerliche ist. (Ich vermute, daß diese Aussage auch für viele meiner Genossen zutreffend ist.) Die Sehnsucht nach einem glücklichen Leben, selbständig unter selbständigen Menschen, wird immer wieder gestört: durch narzißtische Bedürfnisse, durch Machtansprüche, usw. usw.

Natürlich kann all das einer Gesellschaftsform angelastet werden, deren Warencharakter sich auf die persönlichen Beziehungen auswirkt.

Aber erstens nützt diese wichtige Erkenntnis **allein** mir nicht viel. Zweitens kann ich nur glaubwürdig sein, wenn meine Theorie mit meiner Lebenspraxis übereinstimmt.

Gegen die Fixierung auf *einen* Lebenspartner zu argumentieren ist genau so falsch wie das Gegenteil, solange das eine wie das andere zwanghaft gelebt wird, weil die individuelle Geschichte nicht verarbeitet ist.

Motivsuche — ein Stenogramm

Ich rege mich. Von früh auf sucht man. Ist ganz und gar begehrllich, schreit. Hat nicht, was man will. (E. Bloch)

Ich bin kein Sozialist, weil mir die Neger in Afrika leid tun. (Obwohl das der Fall ist, aber da unterscheide ich mich nicht von der Gattin eines Großindustriellen, die einen Wohltätigkeitsball organisiert.)

Am Anfang war keine Theorie, am Anfang war das Gefühl: so, wie die Welt ist, so will ich sie nicht. Ich möchte schreien, lachen, weinen, tanzen, glücklich sein mit anderen Menschen, die auch glücklich sind.

Aber ich durfte als Kind meine Haare nicht wachsen lassen, weil sich das nicht gehörte.

Ich mußte schweigen, wenn meine Vorgesetzten (Lehrer, Eltern, Polizisten, Hausmeister ...) ungerecht waren.

Ich mußte zusehen, wie immer die Stärkeren die Schwächeren schlugen. (In der Volksschule gehörte ich zu jenen, die geschlagen wurden. Erst später, im Gymnasium, eroberte ich einen Platz in der mittleren Hackordnung. Ich vergaß nicht, daß ich einmal der Schwächste war).

In der sogenannten Pubertät begann mich die christliche Lehre zu begeistern. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Wie gerne wollte ich das praktizieren, leben — es gelang mir nicht.

Und dann, als ich fast gläubig war, hörte ich von Kreuzzügen, von Inquisition, von Priestern, die Soldaten segnen. Diese Leute lügen also, dachte ich. Gott war tot. Meine Sehnsucht nicht.

„Träume und Sehnsüchte nach einem anderen Leben sind noch nichts Linkes“, wehrte Werner ab. „Links wird man aus Zufall.“

Wir haben uns zu sechst getroffen, um in der SCHULHEFT-Redaktion das Thema „Linke Moral“ zu diskutieren, und ich hatte gefragt: Was machen wir Linke mit unseren Träumen und Sehnsüchten, wenn wir nach Hause kommen und der Alltag uns einnimmt. Wie schaut es in unseren „Beziehungskisten“ aus? Leben wir dort den Sozialismus, der ja mehr beinhaltet als die Aufteilung der Produktionsmittel, oder verschweigen wir ihn, wie das Bürgertum immer vor sich verschwiegen hat, daß jeder den Nächsten zu lieben hat? Versuchen wir mit derselben Heftigkeit, UNS zu ändern, mit der wir fordern, daß die GANZE WELT geändert wird?

Was machen wir mit unserer Eifersucht? Schaffen wir sie ab, indem wir sie verbieten, oder lösen wir den Knoten in uns langsam auf?

Wie ist das mit der Zärtlichkeit? Umarmen wir einander, weil wir offen sind und den anderen mögen, oder sind wir ängstlich und verschlossen, verbunden nur mit dem gemeinsamen (Wort)Schatz an Terminologie?

Meine Fragen wurden eifrig besprochen — indem man auswich. Bald sprachen wir von der Ästhetik der Mode, deren Reiz wir uns auch nicht so einfach entziehen können; bald von den Sannyasins, die sicherlich, hoffentlich auch nicht das leben, was sie sagen — wir redeten viel und ausführlich, nur sich selbst hielt jede(r) so gut es ging heraus.

Glücklicherweise hatten wir zu Beginn unseres Treffens ausgemacht, einen Bericht im Fernsehen über 10 Jahre Frauenbewegung anzusehen. Die Sendung war schwach, ohne Information, ohne Gefühl. Aber sie half uns. Danach konnten wir uns mühelos vom vorigen Gespräch distanzieren, indem wir den neuesten Tratsch austauschten.

Als wir durch das Haustor gingen, lag unschuldiger Schnee auf den Straßen. Wir vergaßen zu fragen, ob auch der Schnee sauer ist und warfen Schneebälle aufeinander.

Wie still die Stadt ist. Selbst die Autos fahren leise und behutsam. Wir sind vergnügte Kinder. Beinahe.

Das Studium

Nach der Matura begann ich Betriebswirtschaft zu studieren. Wer Menschen nicht in Herrenmenschen und Untermenschen einteilt, bekommt beim Lesen der Pflichtlektüre ein ungutes Gefühl. Als Produktionsfaktoren werden da aufgezählt: Betriebsmittel, Werkstoffe und Arbeitsleistungen. Der Mensch als gleichberechtigter Faktor neben einem Faß Schmieröl und einem Traktor, eine Egalität ganz besonderer Art.

Das ist vom Standpunkt dieser Wissenschaft logisch, weil sie sich ja nicht damit beschäftigt, eine Gesellschaft mit Gütern zu versorgen, sondern „für den Betrieb langfristig den maximalen Gewinn zu erreichen“. Dieser Ansatzpunkt führte mich zum Sozialismus, ohne daß ich von Marx und Konsorten etwas gelesen hatte.

Meine Versuche, in linken Gruppen mitzuarbeiten, blieben vorläufig bescheiden. Als an der Universität Linz eine Protestresolution beinahe daran scheiterte, weil eine Fraktion darauf bestand, den Ostblock als „sogenannte sozialistische Länder“ zu bezeichnen, während die Gegenfraktion auf „sozialistische Länder“ bestand, verließ ich den Hörsaal. Verärgert, aber ohne selbst einzugreifen.

„Wenn die um jeden Beistrich raufen müssen, werden sie nie die Massen erreichen, von denen sie dauernd reden“, dachte ich und zog mich stolz zurück.

Der marxistische Prophet

Herbst 1977. Ich habe das Lehramt für kaufmännische Fächer gemacht und unterrichte seit zwei Jahren. Nebenbei studiere ich Psychologie, nicht sehr intensiv, gerade so, daß ich mir die paar Rosinen, die es in diesem faden, fetten Kuchen gibt, herauspicken kann. Peter ist ein Studienkollege und ununterbrochen im Einsatz für Marxismus und Befreiung des Proletariats. Sein Vater besitzt ein gutgehendes Unternehmen und wollte die politischen Ambitionen seines Sohnes nicht unterstützen. Peter prozessierte gegen seinen Vater und erhielt nun — gerichtlich verbrieft — monatlich einen Geldbetrag überwiesen.

Er versuchte immer wieder, mich für seine politischen Arbeitsgruppen zu gewinnen, ich lehnte ab.

Eines Tages erzählte er mir die Geschichte von Heinz, dem Uni-Assistenten. Wir hatten uns im Stiegenhaus getroffen. Peter stand oben, am Ende der Treppe, ich unten.

„Der Heinz ist im Spital, Magenkrebs“, sagte er. Ich erschrak. Heinz war ein schüchterner Mann um die 30. Ich besuchte seine Seminare gerne, weil er der Einzige war, dem ich seinen Reformwillen abnahm. Vielleicht, weil er unsicher war, ständig im Kampf mit sich und seiner Umwelt.

„Aber das ist kein Wunder“, rief mir Peter von oben herunter zu, „er ist Sozialist und läßt sich auf den bürgerlichen Betrieb an unserer Universität ein. Will wohl Karriere machen. Aber wer sich auf die Bourgeoisie einläßt, kommt durch sie um.“

Mit diesen Worten entschwand er und ließ mich nachdenklich zurück.

Als ich Peter vor einem Jahr wieder traf, hatte er sich verändert. Seine Augen strahlten nicht mehr dieses Sendungsbewußtsein aus, er wirkte traurig. Seit einiger Zeit arbeitete er in einem Institut, das der SPÖ nahesteht. Verlegen wechselten wir ein paar Sätze und verabschiedeten uns bald wieder. Später erfuhr ich, daß er eine Analyse macht.

Ich konnte mich zuerst eines gewissen Triumphgefühles nicht erwehren, obwohl das selbstverständlich kleinbürgerlich ist. Später war ich froh, daß Peter auf der Couch eines Psychoanalytikers liegt und nicht im Sessel der Macht thront. Ich fürchte, er hätte früher das Zeug dazu gehabt, mich als Konterrevolutionär zu verurteilen.

Der Aufstand gegen die Eltern

Die Freiheit des Menschen hat mit seinem Bewußtsein zu tun: Im Unbewußten gibt es keine Freiheit — eine banale Feststellung.

Wer politische Ambitionen allein auf eine Protesthaltung gegen die Elterngeneration zurückführt, begeht einen schweren Irrtum; wer dieses Problem außer acht läßt, auch. Je öfter ich mit Freunden über unsere eigene Kindheit rede, desto sicherer werde ich, daß u.a. ihre Verdrängung zu einer utopischen Vorstellung von Zukunft und Gesellschaft führt. Kaum ist das Thema „Eltern“ angeschnitten, fließen die Münder über — egal, ob die Gesprächspartner 20, 30 oder 40 Jahre alt, ob sie Angestellte oder Alternative sind. Ein vergessenes Kapitel, niemals artikuliert und bedeutsam für all unser Tun, schafft sich breite Bahn. Was hier herausbricht erklärt vieles, nicht alles.

Beziehungen

Ich weiß, daß ich mit meiner Frau zusammenleben will. Ich weiß auch, daß diese Gemeinschaft die Freiheit einschließt, andere Menschen gerne zu haben, was — logisch! — zu einem Austausch an Zärtlichkeiten führen kann.

Sehr schön formuliert. So wunderbar und sachlich, daß es mit mir überhaupt nichts zu tun hat. Also: ich versuche es noch einmal.

Wenn Ulli mit einem Mann gerne zusammensitzt, sich gut mit ihm versteht, er ihr gefällt, eine angenehme Erotik zwischen ihnen entsteht, dann werden sie sich auch küssen, streicheln, ihre Körper spüren und miteinander schlafen wollen; schließlich geht es mir genauso.

Sozialisten wollen, daß die Menschen glücklich sind. Zumindest so im allgemeinen und großen und ganzen.

Folgerung: wenn Ulli glücklich ist — auch mit einem anderen Mann —, dann müßte ich mich über dieses Glück freuen. Das ist, theoretisch betrachtet, richtig und gut.

ABER: Ich bin mit der üblichen Moralvorstellung aufgewachsen, daß die Liebe in mich einschlägt wie ein Blitz, und dieses Gefühl zwischen ZWEI Menschen ein Leben lang andauert. Im Alltag führt das dazu, daß ich jedes Zusammenreffen Ullis mit einem Mann mißtrauisch beäuge. Zufällig werde ich gerade zu Zeiten, in denen ich Gefahr wittere, nervös, neige zu Depressionen und benötige große Zuwendungen von ihrer Seite.

Die Theorie ist logisch, die Praxis verwirrend und anstrengend.

Was mache ich mit meinem Widerspruch?

Wappne ich mich mit revolutionärer Geduld und erkläre den Menschen mit hängenden Mundwinkeln, daß die Verhältnisse nicht danach sind? Soll ich auf die Zeiten nach der Revolution warten, in denen die Befreiung des Individuums sozusagen zwangsläufig passiert?

Nein, danke. Ich bin Atheist.

Und daher leiste ich mir den „Luxus“, statt vor dem Fernseher zu sitzen oder ständig von einer politischen Veranstaltung zur nächsten zu rennen, auch meine individuelle Vergangenheit zu besprechen und zu verarbeiten.

Ich will weder als Musterbeispiel zum derzeit so beliebten Thema „Potenzprobleme und Orgasmusschwierigkeiten“ zitiert werden, noch eines Tages unvermutet in eine *midlife-crisis* gelangen, nur weil ich mein Leben lang brav verdrängt habe.

Die Liebe ist keine Himmelsmacht

„Liebe ist eine Kunst, daher erfordert sie Wissen und Bemühung.“ (Erich Fromm) Das war sehr schön gesagt. Wenn ich Bücher sogenannter linker Verlage lese, komme ich allerdings häufig zu dem Schluß, daß Liebe in dieser Welt keine Rolle mehr spielt. Selbstmitleid und Untergangsstimmung überall, hinter denen sich oft Haß und Verachtung breit machen.

Da gab es zum Beispiel ein Kursbuch zum Thema „Die neuen Kinder“.

Wolfgang Merten, heute Soziologe an der Universität Berlin, früher Mitarbeiter in einem Kinderschutz-Zentrum, schreibt darin folgendes:

„Frau Millers Beschreibung des Kindes gerät zur Karikatur: es ist gut, voller Liebe und grenzenloser Toleranz. Der Leser traut seinen Augen nicht, denn es gibt doch *nichts Intoleranteres als einen Säugling*, der schreit, fordert, einklagt, der Nahrung, Schutz, Liebe und Zuwendung zu Tages- und Nachtzeiten braucht.“ (Hervorhebung E.L.)

Weil er so schön in Schwung ist, bezieht er gleich Erich Fromm in seine „sachliche“ Kritik mit ein und bezeichnet beide als naiv und idealistisch. Ich frage mich, wohin wir mit dem „Realismus“ von Wolfgang Merten gelangen. Auch ohne psychologische Ausbildung ist mir klar, daß dieser Herr Kinder einfach *nicht mag*. Sonst müßte er bemerken, daß es auf dieser Welt — außer ihm selbst — noch genügend andere Menschen gibt, die intoleranter sind als Kinder. Ganz abgesehen davon, daß hier ein Begriff projiziert wird. Oder hat schon jemand Bäumen vorgeworfen, daß das Grün ihrer Blätter intolerant ist?

Intoleranz wird erlernt, nicht geboren.

Und die Moral von der Geschicht?

Ich nehme an, daß es kein tiefes Glück gibt, ohne eine tiefe Moral. (Ulrich, Mann ohne Eigenschaften)

Ich habe versucht, einige der Gedanken anzudeuten, die mir durch den Kopf gehen. Diese Gedanken sind unvollständig, kleine Mosaiksteine, die wahrscheinlich kein Bild ergeben, sondern nur ein Ausdruck meines Unbehagens sind.

Trotzdem: ich möchte vier Punkte festhalten, die sich für mich ergeben:

1. Moral ist der Versuch, meine (sozialistischen) Vorstellungen von einem „anderen Leben“ in die Wirklichkeit umzusetzen;

2. Sozialismus hat mit Liebe zu Menschen zu tun;

3. Liebe und Moral werden häufig tabuisiert, weil es un bequem ist, sich über die eigenen Motive klar zu werden — manche Erkenntnis könnte eine große Enttäuschung sein;

4. Ohne diese Erkenntnisse wird der Sozialismus dort enden, wo die katholische Kirche heute angelangt ist.

Nachsatz

Was will ich eigentlich?

Mit meinen Gedanken die Welt beglücken und verbessern? Von etwas reden, das mir selbst so verdammt schlecht gelingt?

Ja. Das auch.

In erster Linie aber wollte ich meinen Zorn über diese herrschende Verdrängung artikulieren, die zu Resignation und Hoffnungslosigkeit führt. Auch, weil sie nicht nur das Problem der anderen ist: sie ist ein Zustand, der mich oft ergreift und müde macht.

Ich will nicht müde werden.

Moral? — Kein Problem.

Kein Problem, das nehmen wir mit „links“

Irgendwo, — vielleicht in einem Cafehaus, Clubzimmer, in einer Bahnhofshalle, — begegnen einander zwei Herrn.

Der eine kommt von rechts, der andere von links.

Und da treffen sie sich nun, in der Mitte, wo man einmal völlig einfach, so eben drauflos sagen kann, wie man das sieht, das mit der Moral und das mit der Macht und das mit dem Volke dienen und das mit ...

Rechtskömmler: Nun geben Sie es doch endlich zu!

Linkskömmler: Wieso? Ich gebe überhaupt nichts zu.

Rechtskömmler: Da haben wir's. So seid ihr! — Wenn es ums zugeben geht, dann ...

Linkskömmler: So reden Sie doch nicht! Wann habt denn ihr je etwas zugegeben?

Rechtskömmler: Das kann ich Ihnen sagen: Am 24. Oktober 1972 erklärte Kardinal Dr. König ...

Linkskömmler: Kommen Sie mir doch nicht mit dem! Der gehört schon seit Paulus zu uns.

Rechtskömmler: Aha! Das also ist aus euch geworden. Keine Grundsätze mehr! „Religion ist Opium für das Volk“, damit ist es wohl vorbei, nicht wahr?

Linkskömmler: Ja, wer sagt denn das? Wir stehen nach wie vor hinter den Marximen des Maxissmus! Aber wenn das Volk nun einmal Opium haben will? Ich meine, zur Religion haben wir unsere Haltung nicht geändert, nur unsre Einstellung den einfachen Feldpflanzen gegenüber wurde im Zuge des Umweltschutzes ...

Rechtskömmler: Doppelmoral! Doppelmoral! Die Herrn Bonzen sitzen in der Freimaurerloge! So ist es doch! Der kleine Mann soll sich naß rasieren und die Herrn Staatssekretäre bauen sich Weekend-Häuser. Ist das Ihre klassenlose Gesellschaft?

Linkskömmler: Was wollen Sie? Wir haben differenzieren gelernt. Die „differenzierte klassenlose Gesellschaft“, die haben wir verwirklicht, — und wir sind

stolz darauf. Eine untere klassenlose Gesellschaft und eine obere klassenlose Gesellschaft und in der Mitte das Wählerpotential, mehr Emanzipation kann doch wirklich niemand verlangen. Wir sind eben einen bedeutungsvollen Schritt über die Gleichmacherei hinausgegangen.

Rechtskömmler: Und was habt ihr damit erreicht? Die heutige Jugend, das habt ihr erreicht, politisch desinteressiert und bloß noch konsumorientiert.

Linkskömmler: Was haben Sie gegen das Konsumieren? Konsumieren ist ein äußerst politischer Akt. Ich würde sagen, die heutige Jugend hat den in der Konstituierungszeit notwendig gewordenen Ballast nun in der Realisierungszeit über Bord geworfen und geht fortan leichtfüßig, ja vielleicht beinahe tänzerisch den dialektischen Weg sozialistischen Konsumierens, der direkt zur Befreiung der Massen von den unterdrückten Restbedürfnissen und in eine zwanglose Zukunft führt. — Na, was sagen Sie?

Rechtskömmler: Ich bin enttäuscht.

Linkskömmler: Als Rechter wär' ich das auch.

Rechtskömmler: Was wart ihr einmal für gewaltige Gegner. Wirklich, damals hatte ich Respekt vor euch, aber heute?

Linkskömmler: Heute haben wir Respekt vor euch, das ist der dialektische Prozeß, da hilft gar nichts.

Rechtskömmler: Sie versteh'n mich nicht. Ich meine, früher hattet ihr noch eine gewisse Moral, zwar eine linke Moral, aber immerhin ...

Linkskömmler: Wie meinen Sie das?

Rechtskömmler: Ja, genau das meine ich! — Früher wart ihr für die Bewußtmachung der Arbeiter, für die Emanzipation von Mann und Frau, — wieviele Frauen habt ihr in der Regierung? —, ihr habt verteufelt und habt das Paradies versprochen, also, man wußte irgendwie, was ihr wollt.

Linkskömmler: Ja, weiß man das denn heute nicht?

Rechtskömmler: Oh doch! Ihr wollt an der Regierung bleiben, aber ich meine das anders. Ich meine Moral, Sittlichkeit, Charakter, innere Stärke ...

Linkskömmler: Nun einmal langsam. Natürlich haben wir eine Moral. Sie müssen mir nur sagen welche und wir haben sie.

- Rechtskämmler:** Wie? Ich meine, wenn ihr eine Moral habt, dann ...
- Linkskämmler:** Also sagen wir so: Wir haben die Moral der Mehrheit. Das ist doch klar, sonst würde uns die Mehrheit ja nicht wählen. Haben Sie was gegen die Mehrheit?
- Rechtskämmler:** Wollen Sie damit sagen, daß die Mehrheit unmoralisch ist?
- Linkskämmler:** Aber nein, die Mehrheit ist so moralisch wie wir!
- Rechtskämmler:** Also unmoralisch. Na, warten Sie, das sag' ich der Mehrheit.
- Linkskämmler:** Sehen Sie, das ist euer Fehler. Ihr sagt den Leuten immer Sachen, die sie nicht hören wollen.
- Rechtskämmler:** Mein Gott, ich möcht' das wirklich lernen. Wie wird man so charakterlos?
- Linkskämmler:** Ist schon falsch. Sie müßten fragen: Wie wird man so flexibel, um zu solchen Kompromissen bereit zu sein?
- Rechtskämmler:** Und diese Wortbrüche: Erst versprechen und dann nichts halten.
- Linkskämmler:** Wieder falsch! — Dieses subtile Empfinden für die eigentlichen Probleme der Tagespolitik, muß es heißen.
- Rechtskämmler:** Doppelzüngigkeit!
- Linkskämmler:** Paritätische Ausgewogenheit.
- Rechtskämmler:** Doppelmoral!
- Linkskämmler:** Nach allen Seiten offen sein.
- Rechtskämmler:** Korruption!
- Linkskämmler:** Umverteilungspolitik.
- Rechtskämmler:** Freunderlwirtschaft.
- Linkskämmler:** Interessenorientierte Strukturierung.
- Rechtskämmler:** Wortverdrehler!
- Linkskämmler:** Zielgerichtete rethorische Kommunikation.
- Rechtskämmler:** Sagen Sie, wissen Sie überhaupt noch, was Sie meinen, wenn Sie reden?
- Linkskämmler:** Selten, aber das ist auch nicht notwendig, wenn man weiß, was die anderen hören wollen.
- Rechtskämmler:** Und dabei fühlen Sie sich wohl? Ehrlich?
- Linkskämmler:** Aber nein, wie kommen Sie denn darauf? — Manchmal nachts, wenn alles so ruhig in den Betten

liegt, dann möchte ich mit einem Farbkübel losrennen und alle Plakatwände anschmieren mit: Verlogene Wortverdrehler! Korrupte Freunderlwirtschaft! Charakterlose Doppelmoralisten! — Aber dann denke ich bei mir: Wer soll sich um eine gerechte Umverteilung, um eine paritätische Ausgewogenheit, um eine interessenorientierte Strukturierung kümmern, wenn nicht wir, die Linken? Ihr Rechten giert ja nur nach der Macht. Bleiben also bloß wir Linken, die dem Volke dienen wollen.

An die Scheinmoralisten

Ihr Scheinmoralisten
mit versteckten Gelüsten —
ihr wollt euch doch verstoßen
nur die Unmoral holen!
Ihr Ohrfeigenzüchter
und Naturrechtvernichter —
ihr schreit immer „Skandal!“
und seid selbst nur banal.
Ihr Tugendheuchler
und Jugendmeuchler!
Ihr Busenspäher
und Musenverdreher!
Nur der, der ein Narr ist,
glaubt, daß an euch was wahr ist.
Ihr Bibelverehrer
und Pillenverwehler!
Ihr Litfaßbeglückter
und Wahrheitverdrücker! (und Großmaulenzücker!)
Ihr Nächstenliebster
und Charaktertrübster!
Ihr Schmutztöpfchenrührer
und Köpfchenverwirrer!
Ihr züchtigen Kutten
und tüchtigen Nutten!
Was euch schauerlich packte,
ist das Wesen, das nackte.
Ihr Verhemmten, Verklemmten,
was macht ihr ohne Hemden?
Haben andre Gefühle,
kriegt ihr Augen wie Stiele.
Ihr moralinsauren Masken,
hohngrinsenden Fatzken —
wie rinnt euer Geifer

in hämischem Eifer!
Ihr Pro-Ehesprecher
und Eheverbrecher!
Ihr Sittenrichter
und Lebenvernichter!
Wenn so groß euer Maul ist,
merkt man, daß an euch was faul ist.
Ihr Totengedenker
und Kriegsfahnschwenker!
Ihr Totenbeschwörer
und Raketenverehrer!
Voll von eigenen Lüsten
können geifernd entrüsten
sich die heuchelnden Bürger,
selbst nur Henker und Würger!
Die Moral von der G'schicht ist:
Wie unmoralisch so ein Moralist ist!

Hans Magschok

Theoretische Ansätze

Ernest Borneman

Mutti, was macht der Onkel mit der Tante?

Notizen zur Sexualmoral linker Eltern.

Was macht der Onkel mit der Tante?

Er macht Liebe.

Das Kind will auch Liebe machen. Mit der Tante. Mit dem Onkel. Mit den Eltern.

Niemand hat ihm erklärt, daß Elternliebe ihre Grenzen hat. Der Sohn soll die Mutti zwar lieben, aber nicht so, wie der Pappi das tut. Die Tochter soll den Pappi zwar gern haben, aber nicht so, wie die Mutti ihn gern hat.

Was bedeutet das? Das bedeutet, daß die Vorstellung linker Eltern, sie könnten ihre Kinder gleichberechtigt erziehen, ebenso falsch ist wie die Hoffnung, man könne Kinder innerhalb der bürgerlichen Sozialordnung sexuell emanzipieren.

Erfahrung Nr. 1.: Es gibt keine Form der emanzipatorischen Sexualerziehung, die nicht mit dem Strafgesetzbuch kollidiert. Wenn der Onkel „das“ mit der Tante macht und die Kinder nicht aus dem Zimmer schickt, verstößt er gegen § 208 StGB („Sittliche Gefährdung Unmündiger“). Wenn der Papa das mit der Mama in der Gegenwart der Kinder macht, verstößt er obendrein gegen § 199 StGB („Vernachlässigung der Pflege einer minderjährigen Person“). Wenn das Kind gar **mitmachen** will — und jedes normale Kind **will** mitmachen —, dann verstoßen die Eltern gegen § 211 StGB („Blutschande“).

Die Vorstellung linker Eltern, daß man die Schlafzimmertür nicht zumachen solle, weil Kinder dann viel schneller und besser lernen als durch verbale Sexualerziehung, ist also falsch. Zumindest nach Maßstäben des österreichischen Gesetzgebers.

Was tun?

Entweder auf die fortschrittliche, die emanzipatorische Erziehung der Kinder verzichten, denn die bedeutet Knast. Oder

sich anpassen, und zwar gegen die eigene Überzeugung. Nirgends zeigt sich das Dilemma des sozialistischen Revisionismus deutlicher als in der Sexualerziehung der Kinder. Man hat Angst vor dem Kadi und überzeugt sich selbst, daß die „extremen“ Formen der kindlichen Sexualerziehung (durch Hautkontakt, und nicht durch verbale Sexualerziehung) „radikaler“ und „gefährlicher“ Unsinn seien. Sehr viel anders sieht die politische Sozialisation der meisten Linken in unserer Gesellschaftsordnung auch nicht aus. Die Fähigkeit der Selbstüberredung zum Harmlosen, nicht von Strafe Bedrohten, ist geradezu unheimlich.

Erfahrung Nr. 2: Die Kinder der „Linken“ sind meist noch verbitterter, noch aggressiver und noch zerstörerischer als die des angepaßten Bürgertums. Denn deren Eltern haben sich zumindest nichts vorgemacht, daß sie fortschrittlich seien. Bei ihnen ist der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis geringer als bei uns. Sind unsere von Haß und Aggression geprägten Kinder aufgewachsen und haben eigene Kinder gezeugt, so richtet sich ihr Haß prompt auf jene Aspekte der kindlichen Seele, die noch nicht unterjocht, noch nicht „zivilisiert“, noch nicht von Angst, Scham, Schuld, Haß und Aggression gezeichnet sind. Wir haben so unter unseren Eltern gelitten, haben dieses Leiden dann mit solcher Mühsal aus dem Bewußtsein getilgt, haben es — damit wir unsere Eltern respektieren können — nachträglich mit ungeheuren Anstrengungen des Über-Ichs in sein Gegenteil, in nostalgische Elternvergötterung verwandelt und empfinden es deshalb als unerträgliche Provokation, wenn unsere eigenen Kinder sich nun benehmen, als verspürten sie weder Schuld noch Scham. Da wir die Welt verändern wollten, mußten wir unseren Kindern einpauken, daß die Weltveränderung kein Kinderspiel ist. Da wir das Vergnügen aus unserem Leben vertrieben haben, müssen wir den Kindern jetzt einbleuen, daß das Leben nicht nur aus Vergnügen besteht. Unter dem Vorwand, wir wollten die Kinder ja nur darauf vorbereiten, daß das Leben nicht all eitel und Sonnenschein sei, treiben wir ihnen den Sonnenschein ein für alle Mal aus ihrem Leben hinaus.

Das gelingt uns aber nur deshalb, weil wir die Erfahrungen an unsere eigenen vorpubertären Sexualtätigkeiten so erfolgreich verdrängt haben, daß wir in völliger Ehrlichkeit sagen können, **wir** hätten solche Sachen in **unserer** Jugend **nie** gemacht. Ob diese Form der Sexualamnesie nun ein biologisches Phänomen ist oder ob sie, wie ich vermute, nur den psychischen Niederschlag gesellschaftsspezifischer Restriktionen darstellt, ist bisher unerwiesen. Sechs klinische Anhaltspunkte sind jedoch gesichert:

1. Jeder gesunde Mensch durchgeht in seiner frühen Kindheit eine Periode aktiver sexueller Tätigkeit. Er masturbiert oft schon im Säuglingsalter. Das Phänomen der Säuglingsmasturbation ist jedem Kinderarzt und allen linken Eltern bekannt. Selbst linke Eltern weigern sich jedoch meist, die Manipulationen des Kindes als das zu erkennen, was sie ohne Zweifel sind: Versuche, einen **Orgasmus** zu erzielen.

2. Orgasmusähnliche Zustände sind bei Säuglingen beider Geschlechter vielfach belegt: „...der Vorgang umfaßt eine Reihe von allmählichen physiologischen Veränderungen, die Entwicklung rhythmischer Körperbewegungen mit deutlichem Puls im Penis und Beckenstößen, einer offensichtlichen Veränderung der Leistungen der Sinnesorgane, finale Muskelspannung, besonders im Unterleib, Hüften und Rücken, eine plötzliche Entspannung mit Konvulsionen einschließlich rhythmischer Analkontraktionen und schließlich ein Verschwinden all dieser Reaktionen“ (Kinsey und Mitarbeiter 1948, S. 177). „Das jüngste Kind, ein noch nicht anderthalbjähriges Mädchen, hatte bereits mit dem siebenten Lebensmonat Praktiken entwickelt, durch die es mehrmals am Tage einen auch von den Eltern als Orgasmus angesprochenen Zustand herbeiführte, mit Kongestion, vertiefter Atmung und leichter Benommenheit“ (Erika Geissler: Das sexuell mißbrauchte Kind, Göttingen 1959, S. 24).

3. Aktiver Geschlechtsverkehr in der Form von Papa- und Mama-Spielen oder Doktor-Spielen mit gegenseitigem Abfühlen des Körpers und der Genitalien, dem Aneinanderreiben der Genitalien und dem gegenseitigen Entblößen und Vorzeigen der Geschlechtsteile stellt nicht die Ausnahme, sondern die Regel des kindlichen Sexualverhaltens in den Großstädten der westlichen Welt dar.

4. Trotzdem leugnen nicht nur puritanisch eingestellte Erwachsene, sondern auch viele Linke mit an Wut grenzender Entrüstung immer wieder ab, jemals an solchen Spielen teilgenommen zu haben. Sogar die Sexualforscher können sich kaum je daran erinnern, vorpubertäre Sexualtätigkeiten ausgeübt zu haben.

5. Es gibt aber eine Reihe belegter Fälle, in denen linke Väter, linke Mütter oder linke Erzieher Kinder bei solchen Tätigkeiten beobachtet und Tagebuchnotizen hierüber verfaßt haben. Wurden die beobachteten Kindern dann als Erwachsene mit diesen Notizen konfrontiert, bezeichneten sie sie meist als Verleumdung. Ganz eindeutig war die Erinnerung an diese Tätigkeit also erloschen.

6. Befragungen unter Hypnose haben jedoch bei den gleichen Versuchspersonen genaueste Bestätigung der beobachteten Sexualhandlungen ergeben. Die Erinnerung wurde

nur aus dem Bewußtsein **verdrängt**. Der Beweis, daß diese Verdrängung während der Pubertät einsetzt, wurde dadurch erbracht, daß bei Befragungen von Jugendlichen die Anzahl der zugegebenen Sexualakte im umgekehrten Verhältnis zum Alter des Befragten steht. Je früher das Kind befragt wird, desto deutlicher erinnert es sich an seine vorpubertären Sexualhandlungen. Je weiter die Pubertät fortschreitet, oft sogar schon vor Ende der puberalen Phase, sind die Erinnerungen „wie weggewischt“. Die Pubertät errichtet also in unserer Kultur nicht nur eine Schranke zwischen der Kindheit und dem Erwachsenenalter, sondern auch eine zwischen den Erinnerungen an die Sexualtätigkeit der Kindheit und denen an die Sexualtätigkeit der Pubertät, und das geschieht nicht nur bei restriktiv erzogenen Kindern, sondern auch bei denen der Linken.

Aus diesem Phänomen erklärt sich der heftige Widerstand, den das Bürgertum anfänglich der Freudschen Entdeckung des Sexuallebens der Kinder entgegengebracht hat; ein Widerstand, der auch bei vielen Linken andauert. Denn die These, daß jeder Mensch ein vorpubertäres Sexualleben geführt hat, straft den, der sich nicht mehr an sein eigenes erinnern kann, als Lügner. Und dagegen wehrt sich der Betroffene mit aller Kraft, selbst wenn er politisch links steht. Die Kräfte, die er zu diesem Zweck mobilisiert, decken sich stets mit denen, die ursprünglich zur Verdrängung der Erinnerung gedient hatten. Je intensiver der ursprüngliche Prozeß der Verdrängung, desto intensiver auch die Amnesie.

Genau betrachtet ist der Vorgang noch komplizierter. Es ist ja ein unabdingbarer Teil der bürgerlichen Moral, daß der Erwachsene nicht nur dem Nachbarn, sondern auch sich selber vormacht, er müsse dieses „dunkle“ Kapitel seines Lebens verbergen. Beweist ihm der Sexualpädologe nun, daß alle anderen ein ebenso dunkles Kapitel hinter sich haben, so fühlt er sich düpiert, denn dann hätte er jene enormen psychischen Anstrengungen, die erforderlich waren, um die Erfahrungen zu verdrängen, ja völlig umsonst aufgebracht. Und da er seinen Selbstrespekt nicht verlieren will, wehrt er sich gegen die Entdeckungen der Sexualpädagogie und verwandelt seinen Ärger in Aggression gegen den Sexualpädologen und seine Lehren.

Dabei stehen die Aggressionskräfte wieder einmal in direktem Verhältnis zu den restriktiven Kräften des Über-Ichs, des gesellschaftlichen Tabus, das uns in der Pubertät dazu gezwungen hat, den tabuisierten, den vorpubertären Teil unseres Geschlechtslebens zu verleugnen. Das geschieht in allen Gesellschaftsordnungen, die Paarung mit Zeugung gleichsetzen und den Geschlechtsverkehr nur dann erlau-

ben, wenn er in einem zeugungsfähigen Alter stattfindet. Da dies eine widersinnige, der menschlichen Natur völlig fremde Logik ist, die nur in wenigen Kulturen auftaucht und bei uns zum ersten Male im dritten Jahrhundert vorzufinden ist, erzeugt sie außerordentlich hohe Spannungen. Das Opfer, das man bringt, um die eigenen Sexualwünsche zu unterdrücken, ist ein so hohes, daß man sich nachträglich nur ungern sagen läßt, man habe es umsonst erbracht. Je härter der Kampf mit den eigenen Wünschen war, desto fanatischer die Aggression gegen den Analytiker, der diesen Kampf bewußt zu machen droht.

Da nur wenige linke Eltern Kinder linker Eltern sind, sieht die Sache nicht sehr viel anders aus als im Inneren der Bürgerlichen. Wir lernen zwar im Erwachsenenalter viel dazu, aber was wir lernen ist vor allem Großhirntätigkeit, rationales Wissen, Informationseinheiten, die im Bewußtsein gespeichert werden. Darunter brodeln nach wie vor all das in der Kindheit Verdrängte. Wir lernen, wie man das Atom spalten, wie man zum Mond fliegen, wie man unendlich komplizierte Computer und Mikroprozessoren bauen kann — aber wir kriegen es nicht fertig, mit unserem nächsten Nachbarn in Frieden zu leben. Wir lernen „Das Kapital“ zu lesen und zu verstehen — aber wir bringen es nicht fertig, unsere Genossen auch als Freunde zu akzeptieren. Wir wissen alles über Gleichberechtigung und Emanzipation — aber wir kriegen es nicht hin, ein auch nur halbwegs klappendes Geschlechtsleben zu führen. Der Kopf sagt hüh, und der Bauch sagt hott.

Der Versuch, uns spät im Leben durch Sensivitätstraining, durch Gruppenarbeit und Selbsterfahrung nachträglich jene Fähigkeiten zu erwerben, die wir in der Kindheit verpaßt haben, ist stets zum Scheitern verurteilt. Wissen können wir uns im Erwachsenenalter noch aneignen, Gefühle nicht.

Erfahrung Nr. 3: Wie der Weg vom Sozialismus zur klassenlosen Gesellschaft sehr viel länger ist als der vom Kapitalismus zur Sozialisation der Produktionsinstrumente, so ist der Weg zum praktizierten, zum **gelebten** elterlichen Vorbild sehr viel länger als der zum Erlernen elterlicher Verhaltensregeln. Wir wissen längst, daß jede Form der verbalen Erziehung unnötig ist, wenn es den Eltern oder Bezugspersonen gelingt, dem Kinde ein überzeugendes Vorbild zu liefern — ein Vorbild, das im **Verhalten** und nicht in Worten zu finden ist. Wir wissen aber auch, daß unsere Kinder mit einem intuitiven Verständnis der menschlichen Körpersprache geboren werden und deshalb alle eingeübten, alle **erlernten** Formen körperlichen Verhaltens als solche durchschauen. Daraus ergibt sich ein schreckliches Dilemma: Unsere Kinder akzeptieren nur,

was wir **tun**, nicht was wir **sagen**. Wir können aber, wenn wir uns in unserer eigenen Kindheit kein gesundes Sexualverhalten erworben haben, im Erwachsenenalter keine vorbildliche Körpersprache mehr erwerben und können deshalb unseren Kindern auch kein praktikables Vorbild liefern. Unsere Vorstellung, daß wir uns dank unserer Erkenntnisse als Sozialisten auch ein sozialistisches, ein sozialistisch **gelebtes** und nicht nur sozialistisch **erdachtes** Verhalten aneignen können, stellt sich in der alltäglichen Erziehungspraxis, vor allem in der Praxis der gelebten Sexualerziehung, als impraktikabel heraus.

In Begriffen der Sexualentwicklung des Kindes bedeutet das, daß der Weg von der polyphormen über die orale, anale und ödipale Stufe zur Genitalität nicht den **Aufbau** der Persönlichkeit, sondern deren **Abbau** markiert. Hier stellt sich die Frage, ob eine Gesellschaftsordnung, die das Glück der Kindheit nicht stufenweise opfern will, wirklich auf dem Konzept des Primats der Genitalität über die Partialtriebe beharren kann. Freud sah den sexuellen Reifungsprozeß des Menschen als Kontraktion der sexuellen Sensitivität vom Gesamtkörper, das heißt von der ganzen Hautoberfläche, auf die Erogezonen — zuerst auf die Mundregion, dann auf die Analzone und schließlich auf die Genitalien. Jeder Fortschritt dieses Kontraktionsprozesses bedeutet also den Herrschaftsanspruch einer bestimmten Körperzone über alle anderen. Herbert Marcuse hat deshalb Freuds Konzept einer Unterordnung der prägenitalen Triebe unter den Primat der Genitalität eine Tyrannei genannt und jene Menschen, die sich ihre kindliche, rebellische Oral- oder Analerotik ins Erwachsenenleben hinübergerettet haben, als potentielle Revolutionäre bezeichnet.

Ich halte dies für eine gefährliche Metaphorik, weil mir eine Herrschaft der oralen und analen Triebe über die genitalen mindestens ebenso tyrannisch vorkommt wie Freuds Primat der Genitalität über anale und orale Regungen. Die einzige Entwicklungsstufe der kindlichen Sexualität, die keinen Herrschaftsanspruch über die anderen Stufen erhebt, ist die erste, die polymorphe, bei der die ganze Hautoberfläche des Kindes gleichmäßig sensitiviert ist. Dies ist die Stufe, aus der unser Zärtlichkeitsbedürfnis stammt. Sie ist frei von Leistungsansprüchen, die der Genitalität und dem Orgasmusbedürfnis entspringen.

Unter jüngeren Sexualpädagogen stellt sich deshalb seit geraumer Zeit die Frage, ob es nicht eine Gesellschaftsordnung geben könne, die sich auf der polymorphen und nicht auf der genitalen Phase aufbaut. Oder genauer: ob Freud wirklich recht hatte, als er meinte, die Herrschaftsansprüche

der einen Gesellschaftsschicht über die anderen entspringen den Herrschaftsansprüchen der einen Körperregion über die anderen. Ob es nicht umgekehrt sein könne: ob die menschliche Sexualität nicht sozial bedingt ist, so daß Freuds Bild der geschlechtlichen Vorgänge in der Entwicklung des Kindes eigentlich nichts anderes darstellt als ein Spiegelbild der sozialen Vorgänge in der Geschichte der Menschheit.

Das geniale Gebiet der Psychoanalyse wird nicht in seiner Bedeutung geschmälert, wenn wir erkennen, daß es zwar in seiner Struktur wahr und korrekt ist, daß die Struktur aber auf dem Kopf steht. Wir müssen sie, damit sie nicht zur Bestätigung des Falschen, sondern zur Auffindung des Richtigen verwendet wird, vom Kopf auf die Beine stellen. Wir müssen erkennen, daß es nicht die Struktur der Psyche ist, die die Struktur der Gesellschaft bestimmt, sondern daß die Gesellschaft die Struktur der Psyche bestimmt. Jede Gesellschaftsordnung bildet ihre eigene psychische Dynamik und prägt ihre eigenen sexuellen Wünsche und Tabus.

So wie Freud erkannt hat, daß der Vater nicht der Erzeuger des Sohnes, sondern der Sohn der Erzeuger des Vaters ist, so müssen wir endlich akzeptieren, daß der Mensch nicht der Vater der Gesellschaft, sondern die Gesellschaft die Mutter des Menschen ist. Also ist es auch falsch, wie manche Neofreudianer argumentiert haben, daß eine freie, demokratische, anti-hierarchische Gesellschaft nur aus einer freien, einer nicht-hierarchischen Psyche entstehen kann; richtig ist vielmehr, daß sich eine freie Psyche nur in einer freien Gesellschaft herausbilden kann. Da der Mensch erst durch seinen Eintritt in die Gesellschaft zum Menschen wird, markiert die Gesellschaft das Stadium der Menschwerdung des Menschen. Also markiert auch die Sozialisierung, die Vergesellschaftung des Menschen, das historische Stadium, in dem sich die tierische in die menschliche Psyche verwandelt.

Die Psyche enthält zwar archaische Sedimente, aber trotzdem nichts Ewiges, nichts Absolutes, nichts Unveränderliches. Sie ändert sich mit der Gesellschaftsordnung, in der das Individuum lebt, und sie stellt deshalb in ihrer Struktur das Abbild dieser Gesellschaftsordnung dar. Als Freud die Unterordnung der Partialtriebe unter den Primat der Genitalität für unerlässlich deklarierte, tat er dies, weil auch seine eigene Psyche — unbewußt, wie die aller Menschen — die Struktur der Gesellschaft widerspiegelte, der er verhaftet war. Hätte er die Logik der Psychoanalyse — die Überwindung der Abhängigkeit durch Bewußtmachung des Unbewußten — von der Dynamik der Psyche auf die der Gesellschaft übertragen, so hätte er die Psychoanalyse in ihr entscheidendes Stadium führen können und hätte dabei durch

Selbstanalyse erkennt, daß sich unbewußt hinter seiner Überzeugung vom notwendigen Primat der einen Erogonzone über die anderen sein Glaube an eine notwendige Herrschaft seiner eigenen Gesellschaftsschicht über alle anderen verbarg.

Nur wer diesen Glauben an die Überlegenheit der eigenen Herkunft überwinden kann, nur wer sich bewußt von der Gesellschaftsordnung, in die er hineingeboren ist, zu emanzipieren vermag, hat seine Selbstanalyse vollendet. Die Psychoanalyse klappt nur insofern, wie sie das Spiegelbild der Gesellschaftsanalyse ist. Die Befreiung von der Neurose durch Bewußtmachung der ihr zugrundeliegenden psychischen Konflikte klappt nur deshalb, weil sie das Spiegelbild der Befreiung von der politischen Tyrannei durch Bewußtmachung der ihr zugrundeliegenden Gesellschaftskonflikte ist. Das Zentrum der Freudschen Kindheitsmythologie, die Überwindung des Ödipuskomplexes, ist nichts anderes als das sexuelle Abbild des wichtigsten Stadiums der Gesellschaftsgeschichte: die Überwindung der sozialen und ökonomischen Abhängigkeit des Menschen.

Welche Folgerungen ergeben sich aus dieser Erkenntnis für heutige Linke und ihre Kinder? Vor allem Bescheidenheit. Wir müssen von der aberwitzigen Hoffnung weg, unsere Kinder hier und jetzt durch eine „freie“ Erziehung befreien zu können. Wer nicht frei ist, kann auch nicht befreien. Frei werden wir aber erst, wenn wir uns von den Fesseln des Kapitals gelöst haben. Von den Fesseln des Kapitals können wir uns aber nicht als Individuen, nicht als individuelle Mütter und individuelle Väter lösen, sondern nur kollektiv, nur im gemeinsamen Kampf gegen das Kapital.

Die Hoffnungslosigkeit vieler junger Linker, die zwar genau wissen, **wogegen** sie sind, aber jede konkrete Hoffnung aufgegeben haben, dasjenige erreichen zu können, **wofür** sie sind — diese Hoffnungslosigkeit ist verderblicher als die Reduktion unserer Hoffnungen auf dem Gebiete der Erziehung.

Mir ist oft von Genossen vorgeworfen worden, mein Denken sei monokausal und nicht dialektisch. Aber ich vermag Dialektik nicht im Sinne eines manichäischen Gleichgewichts zwischen These und Antithese zu erkennen, sondern bestehe darauf, daß es in den Wechselbeziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft eine Priorität gibt: die Gesellschaft. Wir können uns nicht als Individuen an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen, aber wir können einander helfen, nicht im Sumpf zu versinken. Wir können unsere Kinder als Individuen nicht befreien, aber wir können gemeinsam einen Humus legen, in dem freiere, gesündere Kinder aufwachsen.

Werner Bull

Widerstand

Meine Eltern verlebten ihre schönsten Jahre
unter Hitler
mein Sohn soll keine Zukunft haben
unter Reagan
als Sohn
k o n n t e
ich meinen Eltern damals nicht helfen
als Vater
m u ß
ich meinem Sohn heute helfen
mit
a l l e n
Mitteln.



der wahre Wert?

Die Frauen und ihr besonderes Verhältnis zur Moral

Männer sind Helden, Erfinder, Wissenschaftler, Revolutionäre, Väter; Frauen sind friedfertig, einfühlsam, duldsam, gefühlvoll, liebend, lasziv oder liederlich, gute Mütter oder Rabenmütter. Männer sind Subjekte — die Frauen dagegen erscheinen nur in ihren Eigenschaften: Ihr Wesen leitet sich aus den Tugenden ab, die Derivate eines allgemeinen Tugendkataloges sind: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Damit wird die Frau in den Bezugsrahmen moralischer Wertigkeiten gestellt und dem allgemeinen geschichtlichen Prozeß enthoben: Die Frau ist, was sein soll. Sie hat das zu verkörpern, was Ziel gesellschaftlicher Entwicklung im allgemeinen und menschlichen Handelns im besonderen sein soll, nämlich eine allgemein menschliche und harmonische Welt zu schaffen. Aber an der Entwicklung dieser Welt durfte sie nur als schmückendes Beiwerk teilhaben, den Alltag von Männern verschönernd und ihre Sehnsüchte stillend. Die Schaffung einer gesellschaftlichen Realität, in der „Sittlichkeit und Sinnlichkeit“ vereint sind, und in der damit das „Subjekt“ in seiner „Subjektivität“ ersteht, das blieb den Männern vorbehalten. Die Praxis einer gespaltenen Welt — dem Bereich der Frauen und dem der Männer — findet in der Theorie ihre Entsprechung. Von der Antike bis zur Gegenwart haben „Gelehrte“ den Unterschied zwischen „männlicher“ und „weiblicher“ Moral mit immer neuen Kunstgriffen begründet: Die Moral der Männer ist eine evolutionär-politische, die im Einklang steht mit einem politisch-gesellschaftlichen Auftrag, nämlich den Prozeß der Zivilisation, der Naturbeherrschung, voranzutreiben. Männliche Moral wird so zur „Sendemoral der Menschheit“, universell.

Die Moral der Frauen ist eine der Liebe, die sich in Hinwendung zum Mann erfüllen soll. Sie ist „natürlich“, steht gleichsam außerhalb jeder geschichtlichen Entwicklung, als Supplement des Männlichen. „Weibliche“ Moral blieb so ein von der Gesellschaft abgespaltenes und dennoch integriertes Substrat. Insofern stehen Frauen außerhalb und zugleich innerhalb von „Moral“. Das macht ihr besonderes Verhältnis zu dieser aus.

An dieser Spaltung in eine „weibliche“ und eine „männliche“ Moral hat auch die Linke festgehalten, indem sie diese Trennung erst gar nicht ins Blickfeld ihrer Reflexionen rückte.

In ihren Analysen der bürgerlichen Gesellschaft und deren Moral blieb sie einäugig auf eine männliche Sichtweise beschränkt. Denn sie geht von der Annahme aus, daß die Subjektivität des Einzelnen und seine Realisierung als historisches und politisches Subjekt durch die herrschenden bürgerlichen Strukturen zerstört werde. Um Identität zu retten, müsse die „Einheit des Subjekts“ wiederhergestellt werden und zwar über die „Identifizierung einer die Geschichte konstituierenden Subjektivität mit einem gesellschaftlich-emanzipatorischen Subjekt“. (BENHABIB 1982, S. 158).

So tritt uns auch in diesen Vorstellungen der Linken wieder nur der Mann als „Subjekt“ entgegen, der sich immer schon als politisches und den historischen Prozeß bestimmendes Wesen selbst-setze und der seine Identität als Geschichtschaffender nun über eine praktisch-revolutionäre Moral gegen alle gesellschaftlichen Zerstörungstendenzen aufrechtzuerhalten versucht.

Unangetastet aber bleibt in dieser Sichtweise die für Frauen spezifische Moral. Denn sie wird nur als Teil der bürgerlichen Gesellschaftsmoral (also der männlichen) gesehen, ohne daß dabei erkannt wird, daß sie quasi vor jeder historischen Entwicklungslogik an den Kategorien einer imaginierten Natur der Frau festgemacht ist.

Die Kritik der bürgerlichen Moral durch die Linken rührte nicht an diese Konstituenten „weiblicher Moral“. Weit mehr wurde im Versuch der Konstruktion einer „linken Moral“, die im Einklang mit revolutionärem Handeln die Befreiung des Subjektes garantieren soll, „Weiblichkeit“ erneut unter diese subsumiert: und im Vordergrund „linker“ Entwürfe einer neuen Gesellschaft und eines neuen historisch-politischen Subjekts steht der Mann. „Wahre Moral ist, was den Interessen der Arbeiterklasse dient“ (THOMPSON 1980, S. 236). Die Interessen der Arbeiterklasse decken sich aber nicht mit den Interessen der Frauen. Weibliche Arbeit erschöpft sich nicht in Lohnarbeit, sondern sie ist zum Großteil (unentlohnte) Arbeit im Interesse des Mannes: Die spezifische Ausbeutung der Frau durch Hausarbeit, Beziehungsarbeit, Liebesarbeit, Trostarbeit, läßt sich mit den Begriffen von „Kapital“ und „Lohnarbeit“ nicht analysieren. Ebenso reicht der Begriff der „bürgerlichen“ Moral nicht aus, um die Verschleierung dieser Ausbeutung aufzudecken. Denn sie geschieht im Rekurs auf eine den Frauen auferlegte „weibliche“ Moral. An diese rührte die Linke auch dann nicht, als sie ihre emanzipatorischen Ansprüche nicht mehr an die Arbeiterschaft rückband, sondern auf „Subjekt“ im allgemeinen verschob (vgl. BENHABIB 1982, S. 158).

„Linke Moral“ und ihre subjektphilosophischen Grundkate-

gorien gerieten an dem Punkt in die Krise, wo Frauen die Differenz zwischen „männlicher“ und „weiblicher“ Moral aufzuzugewinnen begannen, und eine eigene „Theorie der Weiblichkeit“ entwickelten, die den praktischen Zusammenhang zwischen einem „weiblichen Moralsystem“ und allen abendländischen patriarchalischen Gesellschaftsformationen aufzeigte. Erst auf der Basis dieser Analyse konnte die Entwicklungslogik der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit gesehen werden und zugleich die Partialität linker männlicher Gesellschaftsentwürfe entlarvt werden.

In dieser „Verdoppelung des Blicks“ sehen wir die besondere Leistung von Feministinnen. Sie haben aufgezeigt, daß Frauen nicht Opfer historischer Prozesse waren — daß es also nicht um die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen geht —, sondern daß es Bereiche gesellschaftlicher „**Nicht-Gemeinsamkeiten**“ gibt: Die praktische Segregation von Frauen und Männern hat ihre moralischen Entsprechungen und umgekehrt wurden die ahistorischen weiblichen Moral-kategorien zur Legitimation des Ausschlusses von Frauen aus Bereichen gesellschaftlicher Belange herangezogen. Innerhalb „ihres“ Moral-Praxis-Bereiches aber waren Frauen immer Subjekte und haben (dort) Geschichte mitbestimmt und mitgestaltet.

Aus dieser Perspektive gelangen Frauen zu einem neuen Verständnis gesellschaftlicher Evolution und Revolution, das den Bezugsrahmen bisheriger Versuche sprengt.

Feminismus, jenseits (?) von Moral

Unter Feminismus verstehen wir die Schaffung einer neuen Geschichtlichkeit, in der die kulturellen „Nicht-Gemeinsamkeiten“ zwischen Männern und Frauen, unter Frauen und unter Männern bestehen können. Geschichtlichkeit verweist auf Vergangenes ebenso wie auf Gegenwärtiges und Zukünftiges. Frauen haben — mit ihrem „doppelten Blick“ — die ökonomische, soziale, politische und Ideen-Geschichte des Abendlandes neu durchleuchtet und die weiblichen Anteile an der „Gattungsgeschichte“ aufgezeigt. Frauen sind — so die Ergebnisse — immer zugleich innerhalb und außerhalb der Geschichte gestanden; sie haben Geschichte mitbestimmt in der „besonderen Geschichtlichkeit ihrer Existenz“ (BOVENSCHEN 1979, S. 265). Diese „Besonderheit“ gründet sich auf die Invarianz der Weiblichkeitsbilder, die alle historischen Veränderungen überdauert haben, ihre Resistenz läßt den Schluß zu, daß sie für alle bisherigen Herrschaftsformationen — vielleicht sogar für Herrschaft allgemein — nicht nur funktional, sondern essentiell notwendig sind. Denn insbe-

sondere dann, wenn Frauen in männliche Herrschaftsdomäne einzudringen drohten, wurden die projektiven Werte und Ideale des Weiblichen beschworen, um Frauen wieder zurückzudrängen in die ihnen zugewiesenen Bereiche.

Eine neue Geschichtlichkeit zu schaffen hieße demnach, sich gerade dieser „weiblichen Moral“ **subversiv** zu versichern, nämlich ihre positiven und negativen Anteile und Auswirkungen zu reflektieren, sich gegen ihre negative Wendung durch die Männer zu wehren und zugleich das Positive für uns und in unserem Sinne zu nutzen. Das ist die praktische Kritik, die Frauen an den gesellschaftlichen Strukturen, an der „weiblichen“ und „männlichen“ Moral und an der kollektiven und individuellen Lebensweise von Frauen und Männern üben.

Warum sind Frauen so geworden, wie sie sind und können doch nicht so sein, wie sie sind? Das scheint uns die zentrale Frage des Feminismus zu sein und sie deutet das Verhältnis an, das Frauen zu „weiblichen Moral“ haben.

Weibliche Moral und die durch sie bestimmte weibliche Praxis machen einerseits das besondere Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnis aus, das allen Frauen gemeinsam ist: Eine Beschränkung ihrer Subjektivität, ihrer Fähigkeiten, ihrer Sexualität, ihrer Erotik; ihre Ausgrenzung aus allen Bereichen der Öffentlichkeit und ihre „Zuständigkeit“ für Reproduktionsaufgaben im weitesten Sinne. Zugleich aber haben sie sich innerhalb dieser weiblichen Bezirke Eigenschaften erhalten, die Männer sich in ihren Konkurrenzkämpfen um die Macht zerstört haben. Diese Eigenschaften werden nun von Männern beschworen, gleichsam zu ihrer „neuen“ utopischen (linken?) Moral erkoren, weil sie sich davon die Restauration ihrer zerstörten Identität erhoffen.

So stehen die Feministinnen in einem Dilemma: sich einerseits der „weiblichen Moral“ zu versichern, weil sie ihnen die Affirmation des Lebens erlaubt — den Ausdruck von Gefühlen, Körperlichkeit, Gewaltlosigkeit, Liebe; andererseits diese Moral abzulehnen, weil sie Frauen in ihren realen Lebensmöglichkeiten beschneidet, sie unterdrückt, ausbeutet und erniedrigt (vgl. ROSSANDER 1981, S. 34). Die Frage, warum wir so sind, wie wir sind und doch nicht so sein können, wie wir sind, beantwortet sich damit auch eine ambivalente und alles relativierende Weise, die nicht mehr „logisch“, sondern **praktisch** ist: Wir wollen so sein, wie wir sind: Frauen, aber ohne die Begrenzungen unserer emotionalen, intellektuellen und physischen Fähigkeiten — und das hier und jetzt.

Das ist das „radikal andere Prinzip“ des Feminismus: Es gibt keinen Gegenentwurf zu „Moral“, keine Utopie, die als gegensätzlich „Anderes“ die Widersprüchlichkeiten aufzulö-

sen vermag. Die Utopie ist einbezogen in den praktischen Lebenszusammenhang und zwar als gestalterisches Moment: in der Auflehnung gegen patriarchale gesellschaftliche Strukturen und eine „verordnete“ Weiblichkeit; aber auch in der Konformität mit diesen, die sich zwangsläufig aus dem Hier-und-jetzt-Leben ergibt. Es geht uns nicht darum, eine andere Gesellschaft und eine andere Moral zu fordern — damit setzen wir uns nur in eine „Ideenwelt“ ab, während uns die Realität in unserer Gefangenschaft festhält. Vielmehr gilt es, das Leben „gegen den Strich zu leben“.

Aus der Spannung und der Zerrissenheit unseres Lebenszusammenhanges, aus der Erfahrung des Anders-Seins und doch nicht Anders-Seins erwächst unser „Frau-Sein“.

Vielleicht ist es Frauen heute leichter, sich der weiblichen Moral reflexiv zu nähern, weil wir uns zumindest in marginalen Bereichen aus ihrer Bestimmtheit lösen konnten und diese Distanz ihre Fesselung und Entfesselung offenbarte.

„Frauen bilden sich, man weiß nicht wie“, meinte Hegel und Ähnliches haben die „Männer der Geschichte“ im Verlaufe der Geschichte von sich gegeben. Darin zeigt sich die Differenz zwischen weiblicher und männlicher Gesellschaftssicht. Der Blick auf das spezifisch Weibliche ist Männern verstellt. Weil ihre Moral eine Moral der Macht ist, die Differenzierungen voraussetzt, können sie sich nicht mit dem identifizieren, was sie „abgespalten“ haben. Das macht die Beschränktheit ihrer Moral — sei sie nun christlich, bürgerlich oder links — aus. Und gemahnt zur Skepsis gegenüber allen „neuen“ Moralentwürfen, die sie proklamieren. Denn sie setzen nur diesen Abspaltungsprozeß fort und etablieren so ihre alten Machtverhältnisse in einem neuen Gewande. Wie wär's, wenn sie sich endlich in ihrer Nacktheit sähen!?

Literaturverzeichnis

Grundlagen waren uns die Werke der „Kritischen Theorie“ (HORKHEIMER, ADORNO, HABERMAS) und der Frauenforschung (BOVENSCHEN, WARTMANN, ROSSANDER, BEAUVOIR, SCHWARZER, GERHARDT und viele andere). Zitate sind aus:

BENHABIB, S.: Die Moderne und die Aporien der „Kritischen Theorie“, in: BONSS W./HONNETH, A.: Sozialforschung als Kritik, Frankfurt 1982.

BOVENSCHEN, S.: Die imaginierte Weiblichkeit. Frankfurt 1979.

THOMPSON, E.P.: Das Elend der Theorie, Frankfurt 1980.

Herwig Peterlik

Naturwissenschaft und Moral

Es gibt so wenig sichere Zukunft: da lebt man für heute: ein Zustand der Seele, bei dem alle Verführer ein leichtes Spiel spielen, — man läßt sich nämlich auch nur „für heute“ verführen und bestechen und behält sich die Zukunft und die Tugend vor!

Friedrich Nietzsche

Es ist eine verführerische Hoffnung, daß uns die Wissenschaft ein goldenes Zeitalter bescheren wird. Zwar sind einstweilen noch manche Schwierigkeiten zu bemerken — Arbeitsstreß, Umweltzerstörung, technisch immer ausgereifere (und entsetzlichere) Kriege, aber die Wissenschaft behält sich die Zukunft und die Tugend vor: Ihre Perspektive ist der Fortschritt und anständig ist sie bis zur Wertfreiheit. Und wenn dann aufkommt, daß die Wissenschaft nicht ohne Werte ist, so sind diese immer noch sehr tugendsame: „... [es] muß eine der Aufgaben der wissenschaftlichen Kritik sein, Wertvermischungen bloßzulegen und die rein wissenschaftlichen Wertfragen nach *Wahrheit, Relevanz, Einfachheit* und so weiter von außerwissenschaftlichen Fragen zu trennen (Hervorhebung von mir, H.P.)“¹

Objektivität der Wissenschaftler

Trotzdem behauptet derselbe, Sir Karl Popper, daß die Wissenschaft „objektiv“ sei. Welche Objektivität ist das? Für die Wissenschaftler ist die Entwicklung der Naturwissenschaften ja noch sehr rätselhaft: „It is the great miracle of science that it was such a successful enterprise“.² Die „rationalen“ Wissenschaftler, die in ihren Forschungsgebieten Wesentliches zur Aufklärung der Wunder geleistet haben, glauben kritiklos an diese in anderen Zusammenhängen. Oder: „It is nothing else but a highly developed form of the urge to find out where we are in the environment into which we are born“.³ Es ist also reiner Erkenntnistrieb — eine hochentwickelte Form, die Welt jenseits des Schnullers besser zu erfassen. Mit Arbeit, Produktion, Ausbeutung usw. hat die Wissenschaft ja nichts zu tun. Hier drängt sich die Frage auf, warum gesetzesmäßige Erkenntnis, wissenschaftliches Denken bei den Griechen entstanden ist und dann erst ab dem

16. Jahrhundert den entscheidenden Aufschwung erlebt hat. Bei **reinem** Erkenntnistrieb muß die Antwort auf die Gründe des Erfolgs der Wissenschaft **reiner** Zufall bleiben.

Objektivität der Methode

Auch die Ansicht, daß die Objektivität der Wissenschaft in ihrer Methode läge, ist nicht richtig: Anhand der Entwicklung der Naturwissenschaften zeigte Thomas Kuhn, daß wir keinen stetigen Erkenntnisfortschritt haben, der sich der Realität immer mehr annähert, sondern daß Wissen, das zu einer Zeit als objektiv anerkannt ist, zuzeiten völlig über den Haufen geworfen wird (durch widersprechende Experimente, durch Theorien, die bisherige Erkenntnisse nur mehr als Spezialfall beinhalten (Relativitätstheorie, Quantenmechanik) oder durch Theorien, die bekannte Phänomene zutreffender beschreiben, aber gänzlich anders sind (z.B. wechselten im Laufe der Geschichte Wellen- und Teilchenmodell in der Atomtheorie einander ab. Die salomonische Lösung heute: Der Welle-Teilchen-Dualismus). Paul Feyerabend ging dann noch einen Schritt weiter: Nach ihm werden Maßstäbe „kritisiert durch Forschungsverfahren, die ihnen widersprechen. Wir beurteilen und bewerten solche Verfahren, indem wir allmählich eine neue Praxis der wissenschaftlichen Forschung aufbauen: unsere Bewertungen sind antizipierend, nicht konservativ. Der Verlauf antizipierender Bewertungen und der durch sie geleiteten Forschungsergebnisse kann nicht vorausgesehen werden. Gründen wir unsere Beurteilung auf die akzeptierten Maßstäbe, so können wir nur sagen: anything goes.“⁵ Für die traditionellen Rationalisten ist das Bild der Wissenschaften, das aus der historischen Forschung hervorgeht, ohne Regel und ohne Vernunft — also ist die Vorgangsweise ohne Methode.

Objektivität der Allgemeinheit

Die Objektivität liegt auch nicht im Bewußtsein der Allgemeinheit, denn die bleibt ja ausgeschlossen. Das Verhältnis von Wissenschaft zur Öffentlichkeit wird „gar nicht mehr als Informationsverhältnis ..., sondern nur noch als Vertrauensverhältnis“ gesehen. Eine Krise in diesem Verhältnis „ist in diesem Verständnis auch keine Informationskrise, sondern eine Vertrauenskrise!“⁶ Besonders tritt dies hervor bei umstrittenen Großtechnologien, insbesondere bei ihrer Avantgarde, der Atomtechnologie: „Die Krise der öffentlichen Akzeptanz der Kernenergie ist ... in erster Linie eine Vertrauenskrise zwischen den wenigen Sachkennern und der großen Masse der Laien.“⁷

Wenn also heute beklagt wird, daß die Naturwissenschaft zu wenig im öffentlichen Bewußtsein verankert sei — wer könne schon ein Integral lösen? — so sind die Wissenschaftler selbst auch verantwortlich zu machen. Sie arbeiten daran mit, daß Wissenschaft mehr als unangreifbare Ideologie denn als informatives Wissen auftritt. Dies ist ein bequemer Trick, die partikularen Interessen der Wissenschaftler als objektiv, allgemein auszugeben, d.h. als Interessen der Allgemeinheit.

Die Objektivität der Wissenschaft

Die Objektivität bestand darin, daß die Erkenntnisse für alle Menschen gültig und überprüfbar waren. Heute sind diese wissenschaftlichen Erkenntnisse noch immer für alle gültig, aber nicht mehr überprüfbar. Die Lebensdauer eines Mesons (mittelschweres Elementarteilchen) kann ich auch als Wissenschaftler im allgemeinen nicht messen, sondern muß sie glauben. Wobei die Gesamtentwicklung der Wissenschaft mein „Vertrauen“ bestätigen sollte.

Ist Naturwissenschaft Moral?

Auch Wissenschaft kann sich letztlich nicht rational begründen, sie hat axiomatische („die Natur ist ein durchgängiger, harmonischer Zusammenhang“) und judikale Voraussetzungen (die angeben, unter welchen Umständen eine Theorie als widerlegt gilt).⁸

Beide, Moral und Wissenschaft, bilden damit ahistorische, umfassende Systeme, die alles andere ausschließen. Was nicht Wissenschaft ist, wird als bedeutungslose Metaphysik und Spekulation abgetan. Aber niemand hat je untersucht, ob die Regentänze der Hopi nicht wirklich Regen bringen und auch der Homöopathie schenkt man keinen Glauben — auch wenn sie erfolgreich ist. Dabei könnte die Wissenschaft ja auf „Heimvorteil“ pochen: Sie kann die Untersuchungen unter wissenschaftlichen Bedingungen machen. Aber man kann erst erkennen, für welche Bereiche Wissenschaft zuständig ist, indem man sie mit dem vergleicht, was als Nichtwissenschaft gilt.

So aber gibt Wissenschaft den Anspruch auf Erkenntnis zugunsten der Mathematisierbarkeit preis, die mit Denken identifiziert wird. Mit mathematisierten Strukturen versucht die Wissenschaft, die Umwelt zu beschreiben, wobei sie im Laufe der Geschichte zahlreiche widersprüchliche Dinge immer logisch erklärt hat. In ihrer Vorgangsweise hat sie ja keine rationale Methode, ihr Erfolg ist die gelungene oder mißlungene Anpassung an die Realität (die sich aber dauernd

verändern kann). Aber die Moral unserer heutigen Realität ist eine falsche: Profitmaximierung (oft getarnt als „Wirtschaftlichkeit“) als die Ethik des Kapitals. *Die Wissenschaft ist also permanent auf der Suche nach der Moral, aber der falschen.*

Doch trotz ähnlicher Strukturen ist Wissenschaft selbst keine Moral: Sie entstammt der Arbeit (genauer der Trennung in Hand- und Kopfarbeit) und verändert sich dadurch ständig im Gegensatz zur Moral, die der Tradition, starren, überlieferten Systemen entspringt.

Falsche Moral und Wissenschaft

Wissenschaft als Produktivkraft

oder: Die gute Bombe gegen das Reich des Bösen.

Wissenschaft ist nicht nur Ideologie, sondern natürlich, gerade und in erster Linie Produktivkraft (wenigstens potentielle Produktivkraft, wenn es gerade eine Verwertungskrise gibt). Doch in noch höherem Maße ist sie leider Destruktivkraft.

Die Institution, in der man am wenigsten auf finanzielle Einschränkungen Rücksicht nehmen muß, ist das Militär. Hier ist das „Bessere der Feind des Guten“ (Freyer) und Kompromisse müssen nicht geschlossen werden. Wenn's punktgenau trifft, dürfen's schon ein paar Milliarden mehr sein. Dort kann man also nach Herzenslust und mit allen verfügbaren Mitteln forschen: Deswegen wird auch die Hälfte der Arbeitskraft naturwissenschaftlich und technologisch Tätiger von der Rüstungsindustrie verschlungen. Der Großteil der Aufträge von Schiffbau, Flugzeug- und Raumfahrtindustrie sind Rüstungsaufträge. Auf ein Produkt im Wert von 100 Dollar entfallen bei einem militärischen Produkt über 50 Dollar auf Forschung und Entwicklung, bei einem Produkt für den zivilen Bereich nicht einmal 5 Dollar. Unter diesen Umständen überrascht nicht, daß sich die militärische Destruktivkraft in den letzten Jahrzehnten weit, weit mehr entwickelt hat als die zivile Produktivkraft.⁹

Linke Moral und Wissenschaft

Handeln orientiert sich nie nur an Strategie und Taktik, es hat auch inhaltliche (letzten Endes „moralische“) Gründe. Das Problem ist, daß allgemein-moralische Maßstäbe — Befreiung von „harter Arbeit, Aggressivität, Elend und Ungerechtigkeit“ (Marcuse) — leicht anzugeben sind, aber in der Praxis nicht klar definiert werden können.

Abgesehen von ganzen Forschungsrichtungen und -institutionen, deren Rüstungs- und ähnlich abzulehnender Bezug

deutlich ist und die daher baldigst aufgelöst, umgewidmet o.ä. gehören, kann man das an einzelnen Forschungsbeiträgen schwer erkennen: Ein Beitrag, der für sich genommen keinen Rüstungsbezug hat, kann zusammen mit anderen dazu verwendet werden; denn das Ganze ist mehr als die Summe der einzelnen Teile. Es genügt also nicht, eine individuelle Moral auszubilden, sondern man muß den Verhältnissen eine kollektive Moral gegenüberstellen. Mit der Einsicht in die gesamten Verhältnisse muß sich die Einsicht in das gemeinsame Handeln verbinden. Im Zuge zunehmender Technologiekritik, bedingt durch Umweltkrisen, beginnen immer mehr Naturwissenschaftler umzudenken: An den naturwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten nehmen die fortschrittlichen Stimmen stärker zu als an anderen.

Doch ist dies alles zu wenig: Die Struktur der Wissenschaft müßte geändert werden. Eine neue Wissenschaft muß mehr Überschaubarkeit bringen: um zu wissen, was produziert und wie es verwendet wird. Zu größerer Zusammenarbeit ist eine Verringerung der Arbeitsteilung notwendig. Dann erst könnte die Zukunft der Forschung durch Forscher, Produzenten und Betroffene bestimmt werden.

Literaturzitate:

- 1) K. Popper in: Der Positivismustreit in der deutschen Soziologie. Herausgeber: Th. W. Adorno, Darmstadt 1972, S. 115.
- 2) V. Weisskopf in: Quantum mechanics in School, Herausgeber: George Marx, IUPAP 1981, S. 250.
- 3) ders. S. 255.
- 4) Th. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 1981, 5. Auflage, insbes. S. 98.
- 5) P. Feyerabend: Erkenntnis für freie Menschen, Frankfurt 1980, S. 97.
- 6) O. Ullrich: Technik und Herrschaft, Frankfurt 1979, S. 362.
- 7) Ein Repräsentant der nuclear physics community, zit. nach Ullrich, S. 362.
- 8) Vgl. Kurt Hübner in: Vor der Verantwortung des Wissens, Herausgeber: P. Good, Frankfurt 1982, p. 74f.
- 9) Vgl. Ullrich s.o., S. 318f.

Kurzmeldungen

Peter Schmidt, früher Lehrer, reiste als freier Journalist 1982 ein halbes Jahr durch Südamerika. In Zusammenarbeit mit dem Kulturservice beim BMfUK und als Referent von amnesty international hält er an Schulen Ton-Dia-Vorträge, Diskussionen und Informationsstunden. Schwerpunkte: **Alltag in Diktaturen:** Menschenrechtsverletzungen, politischer Mord, Folter und Verschwundene in Chile, Argentinien, Uruguay und Paraguay. **Die Indianer Südamerikas:** Haben sie eine Chance zu überleben? Indianer am Amazonas, im Chaco Paraguays; Hochlandindianer in Bolivien und Südchile, Feuerland.

Anschrift:

Peter Schmidt
Tiefauweg 19
1170 Wien, Tel.: 44 25 484

schulheft extra

Peter Malina

„Moral“: Literaturhinweise

Bach, Uwe

Kollektiverziehung als moralische Erziehung in der sowjetischen Schule 1956-1976. Berlin, Wiebaden, 1981 (Erziehungswissenschaftliche Veröffentlichungen. 14)

Beauvoir, Simone de

Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Berlin, Darmstadt, Wien, 1981

Biondi, Esther

Links sein — eine andere Art zu leben. Porträts aus der italienischen Linken. Hamburg, 1979

Boehm, Thomas

Verrinnerlichung des Anderen. Der strukturelle Konnex von Moral, Identität und Herrschaft. Frankfurt/M., New York, 1983 (Campus-Forschung. 323)

Fellsches, Joseph

Moralische Erziehung als politische Bildung. Heidelberg, 1977 (Uni-Taschenbücher. 709)

Firestone, Shulamith

Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Frankfurt/M., 1976

Foucault, Michel

Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin, 1978 (Internationale marxistische Diskussion. 77)

Foucault, Michel

Sexualität und Wahrheit. Frankfurt/M., 1977

Glaser, Hermann

Sexualität und Aggression. Sozialpathologische Aspekte der modernen Gesellschaft. München, 1975 (Kinder-Taschenbücher. 2158)

Hare, Richard

Die Sprache der Moral. Frankfurt/M., 1983 (Suhrkamp-Taschenbücher. Wissenschaft. 412)

Ijzendoorn, Marinus H.

Moralität und politisches Bewußtsein. Eine Untersuchung zur politischen Sozialisation. 1980

Janssen-Jurreit, Marie-Louise

Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. Frankfurt/M., 1978

Kollontaj, Alexandra

Die neue Moral und die Arbeiterklasse. 2. Aufl. Münster, 1978 (Reihe Historische Texte von Frauen. 3)

Millett, Kate

Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. München, 1971

Die Moral der entwickelten sozialistischen Gesellschaft

Hrsgg. v. der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zk der KPdSU, Lehrstuhl für marxistisch-leninistische Philosophie. Berlin, 1979

Moral und Gesellschaft

Beiträge von Karel Kosik u.a. Frankfurt/M., 1968 (Edition Suhrkamp. 290)

Moral und Recht
Göttingen, 1979
(Neue Hefte für Philosophie. 17)

Portele, Gerhard
Entfremdung bei Wissenschaftlern. Soziale Vorstellungen von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen über „Wissenschaft“ und „Moral“. Frankfurt/M., 1981 (Campus-Forschung. 214)

Rowbotham, Sheila
Nach dem Scherbenegericht. Über das Verhältnis von Feminismus und Sozialismus. Berlin, 1981 (Rotbuch. 244)

Religion und Moral
Hrsgg. v. Burkhard Gladigow. Düsseldorf, 1976 (Patmos-Paperback)

Ruelcker, Christoph — Ruelcker, Tobias
Soziale Normen und schulische Erziehung. Moralisches Handeln als Problem in einer demokratischen Gesellschaft. Heidelberg, 1978

Runkel, Günther
Sexualität und Ideologie. Weinheim, Basel, 1979 (Beltz-Forschungsberichte)

Schlute, Regina
Sperrbezirk. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M., 1979

Sex und Lust
Verführung — Schönheit — Liebe — Gewalt.
Hrsgg. v. Arno Widmann (Ästhetik und Kommunikation akut. Sonderh. 7)

Sozialstation und Moral
Neuere Ansätze zur moralischen Entwicklung und Erziehung

Hrsgg. v. Gerhard Portele. Weinheim, Basel, 1978 (Beltz-Studienbuch)

Theorietechnik und Moral
Hrsgg. v. Niklas Luhmann und Stephan H. Pfürtnner. Frankfurt/M., 1980 (Suhrkamp-Taschenbücher. Wissenschaft. 206)

Weibliche Utopien — Männliche Verluste

Frauen und Linke. Themenheft der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“, 10 (1979), H. 37

Kulturpolitik in Wien 1918 - 1934

Ausstellung Zwischenkriegszeit
Wiener Kommunalpolitik 1918-1938. Wien, 1980

Mit uns zieht die neue Zeit
Arbeiterkultur in Österreich 1918-1934. Wien, 1981

Ott, Brigitte
Die Kulturpolitik der Gemeinde Wien zwischen 1919 und 1934. Wien, phil. Diss. 1969

Weidenholzer, Josef
Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der 1. Republik. Wien, München, Zürich, 1981 (Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung. 12)

Zeller, Walter
Die Kulturpolitik der Gemeinde Wien zwischen 1919 und 1934. Univ. Wien, Hausarbeit Geschichte, 1978

Buchhinweis:

Eva Weinberger

Kinder, Kinder!

*Last und Lust der linken Eltern.
aller! linkisch*

Ach Gott, was ist nur aus den 68ern geworden?

Linkische, präpotente, unsichere, ihre Identität suchende Männer und Frauen, die so mit sich selbst zu tun haben, daß ihnen ihr Kind oft zur Last wird auf diesem Egotrip.

Besonders die Einzelkinder kommen dran: Erst werden sie überall hin mitgeschleppt, später muß sich irgendwer „opfern“ und bei ihnen bleiben.

Aus schlechtem Gewissen, aus übergroßer Rücksichtnahme auf das Kind, das seinen Willen dann bereits kundtun kann, werden viele Eltern zu Sklaven ihrer lieben Kleinen.

Im Säuglingsalter hat auch keiner sein Kind gefragt, ob es gern in fremder Umgebung, in verrauchten, faden, Versammlungen, Demonstrationen, Sit-ins und was sonst noch progressiv und alternativ war, war.

Mich wundert es nicht, wenn solche Kinder krampfhaft weiter Babies bleiben wollen, mit fünf Jahren noch immer einen Schnuller und ein Flascherl brauchen, in der so alternativen Welt neben essenden Erwachsenen auf dem Topf sitzen, in der Nacht weinend kommen, wenn man es wagt, nach dem Einschlafen das Zimmer zu wechseln.

Mich stört das.

Ich gebe das offen zu, auch auf die Gefahr hin als reaktionär belächelt zu werden.

Ich glaube auch — und da stehe ich sicher nicht allein da — daß ein Kind nicht nur eine oder mehrere Bezugspersonen braucht, sondern auch ein Heim, ein Zimmer oder sei's nur eine Ecke. Es kann nicht gut sein, wenn das Kind zwischen Mutters und Vaters Wohnung — getrennte Wohnsitze sind offensichtlich „in“ bei den Linken — pendelt, nach einer Einteilung, die mehr nach dem Terminkalender der Eltern als nach den Bedürfnissen des Kindes eingeteilt wird.

Das Buch trägt den Untertitel: Lust und Last der linken Eltern. Es darf nicht wahr sein, daß alle Linken in so chaotischen Zuständen leben, in einem Beziehungswirrwarr, in dem sie sich selbst nur schwer zurechtfinden.

Wie soll sich da ein Kind ein klares Bild machen können von Partnerschaft und Zusammenleben Erwachsener?

Ich finde, es genügt nicht, daß man sie in eine alternative Kindergruppe steckt, gefolgt von Alternativschulen.

„Nur keine Verpflichtung eingehen“ ist das Motto vieler linker Spontis.

Das Kind bringt eine zusätzliche Dimension in ihr Leben, eine Erfahrung, die keiner missen will.

„Ich sehe die Welt mit ganz anderen Augen“, heißt es, wenn über die lieben Kleinen gesprochen wird.

„Schon die Schwangerschaft ist ein unglaublich schönes Erlebnis“, „noch nie habe ich so in mir geruht“, das Stillen wird zu einem Mythos hochstilisiert und erst die Beteiligung des Vaters an der Geburt, ein Vorgang, dem ein „aufgeschlossener“ Mann nicht fernbleiben darf.

Diese und noch viel mehr Ungereimtheiten sind mir beim Lesen dieses Buches und beim Umgang mit den „überwuzelten“ 68ern aufgestoßen.

Ja noch etwas, das Buch hält in meinen Augen, was es verspricht. Da heißt es in der Besprechung, daß dieses Buch Antworten geben soll und Fragen nach Leitbildern in der Erziehung linker Eltern.

Was aus den 68ern und ihren antiautoritären und emanzipatorischen Ansprüchen geworden ist, wie diese Eltern mit beruflichen und politischen Ansprüchen umgehen, worin sich Männer und Frauen unterscheiden.

In fast allen Beiträgen ist der Grundtenor: ja, Kinder sind eine Belastung, halten uns von vielen Aktivitäten ab, sie sind aber auch eine große Bereicherung und für ein Zusammensein mit den lieben Kleinen opfert man gern für einige Jahre seine Karriere, oder wird am besten gleich zum „Aussteiger“.

„Tu dir keinen Zwang an“, kauf Dir das Buch, lies es, leg es weg, verschenke es oder was immer, aber fühle Dich nur nicht verpflichtet es auszulesen, sollte es Dir nicht gefallen.

„Steh zu Dir“

Kinder, Kinder

Jelka

Aus dem Leben einer Kärntner Partisanin.

Autobiografische Erzählung nach Tonbandaufzeichnungen von Helena Kuchar. Bearbeitet und herausgegeben von Thomas Busch und Brigitte Windhab.

Basel 1984. 136 Seiten, S 70,--. Bei Blockbestellungen ab 5 Stück S 50,--.

Jelka



aus dem Leben
einer Kärntner
Partisanin



Thomas Busch / Brigitte Windhab
nach Tonbandaufzeichnungen von
Helena Kuchar

Helena Kuchar ist Angehörige der slowenischen Volksgruppe in Kärnten. Als Magd arbeitet sie auf einem Bauernhof. 1929 läßt sie sich — etwas über 20 — heimlich trauen und bringt vier Kinder zur Welt. Ihr Mann verliert die Arbeit, wird ausgesteuert und um seinen Lohn betrogen. Helena lernt die Benachteiligungen der Arbeitenden, die Profitgier der Besitzenden kennen.

Hitler verspricht den Kärntnern das Paradies, ausgenommen sind die „rassisch Minderwertigen“; die Nazis beginnen mit der Aussiedelung slowenischer Familien aus Kärnten.

Helena kommt sehr bald in Kontakt mit den Partisanen. Von ihnen erhält sie den Namen „Jelka“. Sie baut ein Nachrichten- und Versorgungsnetz auf und gewinnt Menschen für den Widerstand.

Von der Gestapo verfolgt, wird sie schließlich festgenommen und gefoltert, gibt aber nichts preis. Kurz vor der Befreiung Klagenfurts wird Helena durch eine List ihrer Tochter aus dem Gefängnis entlassen. Schon kurz danach engagiert sie sich weiter für die Rechte der Kärntner Slowenen, unter der englischen Besatzungsmacht.

Kurz, aber anschaulich, erzählt Helene Kuchar in dem Buch die Stationen ihres Lebens. Sie gibt damit auch einen unmittelbaren Einblick in die Geschichte der Kärntner Slowenen, besonders während des Faschismus.

Das Buch kann bestellt werden bei:

Longo mai
Lobnig 16
9135 Eisenkappel

G.B.

Lehrer- arbeitslosigkeit

Aus Graz erreichte uns ein Bericht der vor einiger Zeit entstandenen „Initiative Arbeitslose Lehrer“, der kurz die Situation von Lehrerarbeitslosigkeit, Probe- und Junglehrersituation in der Steiermark beleuchtet. Mit Unterschriftenlisten, die sich an alle wenden, die mit Kindern zu tun haben, will die „Initiative“ ihren Forderungen, die die triste Situation arbeitsloser Lehrer einerseits, aber auch verbesserungswürdige Zustände in den Schulen andererseits umfassen, Nachdruck verleihen. Unterschriftenlisten und weitere Informationen können angefordert werden bei: INITIATIVE „ARBEITSLÖSE LEHRER“, Kalvarienbergstraße 49/20, 8020 Graz.

Gerhard Leitner

Ein Gespenst geht um in der Steiermark!

In der Steiermark sind nach wie vor rund 1000 (in Worten: TAUSEND) Lehrerinnen und Lehrer arbeitslos. Im Pflichtschulbereich ist die Situation besonders kraß: Offiziell als arbeitslos gemeldet sind mit 27. 12. 1983 40 männliche und 218 weibliche Personen, die in der Vorschul- bzw. Pflichtschulerziehung tätig waren. Tätig waren, das heißt, daß sie meist schon einmal als Lehrer einen Vertrag hatten und jetzt wieder keine Stelle gefunden haben.

Dazu kommen noch all jene, die in den letzten Jahren ihr Studium an den Pädagogischen Akademien abgeschlossen haben und noch nie eine Anstellung gefunden haben. Ein Beispiel: Kein einziger geprüfter VS-Lehrer, keine einzige im Sommer 1983 geprüfte VS-Lehrerin wurde zu Beginn des Schuljahres 1983/84 in den Schuldienst aufgenommen.

Arbeitslosigkeit im AHS-Bereich — gibt's die?

Laut Auskunft des Lanuenschulrates konnten zu Beginn des Schuljahres 336 AHS-, BbS-Lehrer nicht angestellt werden. Bis zum Jahresende waren offiziell rund 50 Lehrer(innen) ohne Arbeit; davon wiederum 28 Biologieabsolventen.

Klingt nicht schlecht. Nur eine relativ geringe Zahl von Arbeitslosen. Im AHS-Bereich ist es ja doch noch nicht so arg. Arbeitslosigkeit ist ja doch nur Schwarzmalerei!

Diese sicher überspitzte Argumentation ist genauer unter die Lupe zu nehmen. Dabei ist erstens die Frage zu stellen, wie verhält sich die Zahl der Fertigwerdenden mit der Zahl der in Pension gehenden Lehrer? Zweitens ist die Frage zu beantworten, welche Jobs die im Laufe des Jahres Angestellten bekommen haben?

Nehmen wir zum Beispiel das Fach Geschichte: Im Februar 1983 haben 41 mit dem Probejahr begonnen, im September 1983 35 (zum Vergleich einige andere Zahlen: Deutsch 42:45, Englisch 23:35, Französisch 13:25, Geographie 28:17) Diese Zahlen bedeuten, daß mit Ende des Schuljahres 1983/84 76 Geschichtelehrer in Pension gehen müßten. Das tun sie nicht!

Zur zweiten Frage: Die Verträge, die Junglehrer zur Zeit erhalten, sind in der Regel nur kurzfristige (z.B. Karenzverträge, ...). Zum zweiten geht man verstärkt den Weg des sogenannten Job-sharings, im Lehrerjargon Teilzeitverpflichtung genannt. Man bekommt dabei je nach Stunden rund 4000 - 6000 Schilling, muß dafür in Kauf nehmen, nach Eisennerz oder sonstigendwohin geschickt zu werden. Mir ist klar, daß 4000 Schilling für Studenten relativ viel Geld ist, aber auf Dauer kann man davon weder leben, noch sich eine Existenz aufbauen.

Flickwerk-gegen Lehrer, Eltern und Schüler!

Eines ist sicher. Diese Situation der Junglehrer wird von Semester zu Semester trister. Konkurrenzdruck, Postenschacherei, Freunderlwirtschaft und was es sonst noch alles gibt, ist jetzt schon an der Tagesordnung und wird zunehmen.

Im Endeffekt wird von den Verantwortlichen mit Arbeitslosigkeit und nicht mit der Schaffung von Berufschancen für junge Menschen spekuliert. Man/Frau stelle sich vor, welche Perspektive einen Junglehrer erwartet: ständig verunsichert, ob er/sie noch einen Job ergattert, ständig auf das Gnadentrotz der Arbeitslosen angewiesen (im Pflichtschulbereich nicht einmal das),

Gerichtsfertigt wird die bisherige Anstellungspolitik mit den Schlagworten Lehrerschwemme, Pillenknick, Krise usw. Doch schaut man nur oberflächlich in den Schulbereich, springen einem Dinge ins Auge, die im wahrsten Sinne des Wortes „zum Himmel stinken“.

Es beginnt bei der Festlegung der Klassenschülerhöchstzahl. Dazu sei die Tageszeitung 'Süd-Ost-Tagespost' zitiert:

„In Graz quellen die Gymnasien über. Fast in jeder Schule wird die gesetzlich fixierte Höchstzahl von 36 Schülern pro Klasse überschritten. In der schwierigsten Situation ist dabei die Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Frauenberufe, wo in einer Klasse sogar 42 Schülerinnen sitzen. Kaum besser ergeht es auch der Handelsakademie mit fünf Klassen über 40 Schülern.“ (6.10.1983, S. 9).

Die schwächeren Schüler müssen immer öfter Nachhilfestunden nehmen, um in der Schule überhaupt noch eine Chance zu haben. Ganz zu schweigen von der Förderung der Neigungen und Interessen eines jeden einzelnen in der Schule. Man sollte sich einmal die Mühe machen, einen Schüler zu fragen, ob er sich in der Schule ausreichend betreut oder gar verstanden fühlt, einen Lehrer fragen, wie oft er schon einen Schüler abgewimmelt hat, wenn zum Beispiel eine Frage nicht ausreichend beantwortet worden ist oder die Eltern fragen, wie sie sich erklären, daß ihre Kinder nicht mitkommen.

Im Interesse aller Betroffenen muß sich die Bildungspolitik ändern, das heißt genauer gesagt, sie muß verändert werden.

MEHR für die Zukunft unserer Kinder

- Keine Sparmaßnahmen im Bildungssektor
- Ausweitung des Bildungsbudgets
- Sinnvollere Verwendung der vorhandenen Gelder

BESSERE Lernbedingungen in KLEINEREN Klassen

- Generelle Senkung der Klassenschülerhöchstzahl auf 25
- Ausbau der Stützkurse für schwächere Schüler statt Nachhilfenepp
- Mehr Förderkurse und Neigungsgruppen für interessierte Schüler
- Ganztagschulen z. B. als Möglichkeit für Kinder berufstätiger Eltern

MEHR ÖFFENTLICHKEIT in Schulfragen

- Information der Betroffenen über alle Fragen (Schüler, Lehrer, Eltern)
- Protektion und Parteibuch dürfen kein Kriterium für die Anstellung sein
- Lehrer dürfen keine „Schachfiguren“ werden, die man willkürlich in der Steiermark umherschleppen darf
- Öffentliche Liste aller angestellten Lehrer schon Ende Juli, nicht erst zu Schulbeginn

Wir, Betroffene und ältere Kolleginnen und Kollegen aller Schultypen, Eltern, Vertreter von Eltern- und Kinderorganisationen können nicht glauben, daß Lehrer in der Steiermark nicht mehr gebraucht werden.

7. Gesamtösterreichisches Lehrertreffen in Salzburg

Kurzbericht

Allgemeine Atmosphäre: wie immer turbulent, interessant, anregend, viele nette Menschen und spannende Themen, wenig Zeit und gedrängtes Programm — doch natürlich gab es am Samstag Abend auch ein Fest mit Speis und Trank, Musik und Tanz.

Etwa 100 bis 120 Teilnehmer wurden gezählt, ein Teil davon waren Vertreter verschiedener Lehrergruppen und Fraktionen, aber auch der Österreichische Informationsdienst für Entwicklungspolitik (ÖIE), die Österreichische Gesellschaft für Gruppenpädagogik und Politische Bildung (ÖGGPB), der NAWI-BASAR (naturwissenschaftliche Unterrichtsprojekte), die Zeitschrift „Aufrisse“ ... waren dabei.

Am Samstag wurde in Interessensgruppen zu folgenden Themen gearbeitet:

- Gewerkschaft, Personalvertretung (aktuelle Probleme)
- Freinet-Pädagogik
- Neue Hauptschule, Mittelstufe
- Lehrerarbeitslosigkeit
- Dritte Welt, „Frieden“, „Umwelt“ in Schule und Unterricht
- Projektunterricht
- Medien
- Integration Behinderter in Schulen

Am Sonntag beschäftigten sich alle in Kleingruppen mit denselben Rahmenthemen (Arbeitssituation, Klassenschülerzahlen, Anstellungssituation, II L-Verträge ...), woraus sich im Plenum folgender Schwerpunkt bildete:

- Herabsetzung der Klassenschülerzahlen, der Eröffnungs- und Teilungsziffern, in Verbindung gesetzt mit der
- Anstellungssituation.

Somit ein seit dem Linzer Lehrertreffen, seit rund zwei Jahren also, gleichbleibender gemeinsamer Schwerpunkt.

Dazu die wichtigsten Ergebnisse:

- 1) Linzer Lehrer bereiten eine Unterschriftenaktion vor und werden deren Abwicklung organisieren. Sie wird folgende Forderungen haben:
 - a) Gesetzliche Fixierung der Klassenschülerhöchstzahl auf 25 unter entsprechender Reduzierung der Teilungs- und Eröffnungsziffern,

- b) Offenlegung der Wartelisten — Recht der Bewerber auf Einsichtnahme, Transparenz der Anstellungskriterien,
 - c) Konsequenter Abbau der Mehrdienstleistungen und Einrechnung eines weiteren Dienstverhältnisses im öffentlichen Dienst in die Lehrverpflichtung.
- 2) Eine inhaltlich ähnliche Resolution mit der Aufforderung zu Aktionen wurde an alle Lehrgewerkschaften geschickt.

Basisaktivitäten von Gruppen und einzelnen Lehrern sollten sich an diesen Schwerpunkten orientieren (z.B. bei Dienststellenversammlungen). Der Zeitpunkt, nun Druck auf Gewerkschaft und Ministerium auszuüben, wird als günstig eingestuft (siehe „Entgegenkommen“ und „Lockerungen“ im neuen Sicherstellungserlaß), um eine *gesetzliche* Regelung zu erreichen.

Die Kollegen in der Steiermark, in Salzburg und Oberösterreich kämpfen bereits gegen ein „Detailproblem“ innerhalb dieses Fragenkomplexes: In diesen Bundesländern kommt bei der Neuanstellung bereits ein äußerst zwielichtiges Punktesystem zu Anwendung, das sie ablehnen.

Das Plenum zeigte: über Trennendes hinweg und jenseits verschiedener vielfältiger schulischer Interessen wird in drängenden schulpolitischen Fragen Zusammenarbeit gewünscht und angestrebt.

Die Kandidatur der ÖLI im Herbst wurde in ihrer Vorgangsweise kritisiert, im Endeffekt aber überwiegend als positives Faktum registriert, auch von den meisten Anwesenden von Parteifraktionen.

Die Lehrertreffen sollen weiterhin ihrem bisherigen Charakter verpflichtet bleiben: Offenheit für alle an Gedankenaustausch und Zusammenarbeit Interessierten.

Für das nächste Lehrertreffen wird eine Vorbereitungsgruppe gesucht — entsprechende Absichtserklärungen werden an die Redaktion des Infos „Lösungsmittel“ erbeten.

Die Redaktion des „Lösungsmittel“ wurde von der Südsteirischen Liste PULL übernommen (einstweilige Kontaktadresse: Hanno Wisiak, 8480 Mureck, Radkersburgerstraße 10, Genaueres im nächsten „Lösungsmittel“).

Heidi Pirchner

Alltagsleben — Alltagsgeschichte

Die Stadtteilarbeit einer Volkshochschule

Unter dem Stichwort „Alltagsleben“ erforscht derzeit eine Gruppe von 20 Mitarbeitern der Volkshochschule Ottakring und der Universität das Leben im 16. Bezirk. Alte und Junge, in- und ausländische Bezirksbewohner, Frauen und Männer werden über ihre Lebensgewohnheiten von früher und heute befragt. Nicht die schon bekannten Taten großer Persönlichkeiten, sondern das Denken und Handeln der Mehrheit der Bevölkerung stehen im Vordergrund.

Seit 2 Jahren knüpfen die VHS-Mitarbeiter Kontakte: sie gehen zu Greißlern, Pensionistenklubs, Jugendzentren und Vereinslokalen, sprechen mit Menschen in Parks, am Brunnenmarkt, vor dem Arbeitsamt und bei Theateraufführungen, befragen ältere Menschen nach Eßgewohnheiten, Freizeitgestaltung und Ausbildung in früheren Zeiten, interessieren sich für das Leben alleinstehender Frauen oder der Gastarbeiter im Bezirk und anderes mehr. Interessant ist alles, was für den „kleine Mann“ wichtig ist: die Schusterwerkstatt von früher ebenso wie die heutige Fabrik; die schönen freien Stunden in der Lobau ebenso wie die Arbeiterolympiade oder der Februar 1934.

Die VHS als Bezirksinstitution wird immer mehr zum Kontaktzentrum: jeder Besucher kann seine Erfahrung mitteilen und die der anderen entdecken. In kleinen und großen Gruppen werden die spannenden Geschichten aus dem Alltag besprochen und Außenstehenden mitgeteilt.

Eine „Gesprächsgruppe zwischen Jung und Alt“ z. B. trifft sich 14-tägig zu einem Gedankenaustausch über Themen wie Kultur in der Zwischenkriegszeit, Kindheit früher und heute, Hygiene einst und jetzt, Kindheit am Lande, Probleme zwischen Jung und Alt, Türken in Wien 1983 usw.

Daneben gibt es zahlreiche Veranstaltungen und Sonderprogramme: ein Theaterstück zum Thema Ausländerfeindlichkeit wurde aufgeführt, eine Dokumentation über den Februar 1934 in Ottakring (Videofilm), eine Aufzeichnung der Probleme alleinstehender Frauen (Videofilm), eine Darstellung des Weihnachtsbrauchtums früher und heute (Familien-sonntag in der Weihnachtszeit) u.ä.

Mit all dem sollen die Erfahrungen und Anregungen zum Entdecken der eigenen Geschichte über den Bezirk hinaus bekannt gemacht werden.

Bei den Gesprächen über den Alltag werden auch Fotos gesammelt und in eine „lebende Ausstellung“ eingebaut. Jeder VHS-Besucher kann seine Erinnerungsstücke, Eindrücke und Vorschläge einbringen; die Ausstellung lebt davon, daß sie jederzeit erweitert und verändert wird.

Das „Alltagsleben“ soll aber nicht nur in Forschungsarbeiten für die Universität oder im Programm der VHS seinen Niederschlag finden. Mehr voneinander wissen heißt oft, daß mehr miteinander und füreinander getan werden muß. Dort, wo im Bezirk Schwierigkeiten für den Einzelnen auftreten, können Nachbarn oft helfen; VHS-Mitarbeiter gestalten aus diesem Grunde mit älteren Menschen gemeinsam Sonntagnachmittagsprogramme, besuchen gemeinsam Ausstellungen, geben türkischen Kindern Nachhilfeunterricht oder betreuen Arbeitslose. Aus Gesprächen werden Beziehungen. Aus dem Nebeneinander kann ein Miteinanderleben werden.

Eine kostenlose Broschüre der Dokumentation von Alltagsgeschichte kann angefordert werden bei: Volkshochschule Ottakring, 1160 Wien, Ludo-Hartmann-Platz 7.

schulheft- diskussion

Karl-Heinz Braun

Aspekte einer kritischen Erziehungswissenschaft — am Beispiel der Schulpädagogik

In den folgenden, thesenartigen Überlegungen sollen die Umriss einer kritischen Erziehungswissenschaft deutlich gemacht werden. Damit soll das Interesse der mehr „theoretisch“ bzw. der mehr „praktisch“ arbeitenden Pädagogen (und stets: Pädagoginnen) auf einige Problemkreise gelenkt werden, die z. T. in letzter Zeit wieder intensiver diskutiert werden (bzw. einer genaueren Erörterung wert wären). Insgesamt soll dabei der (erstmalige) Versuch unternommen werden, Klafkis Konzept einer „kritisch-konstruktiven Erziehungswissenschaft“ (vgl. Klafki, zuletzt 1982) mit dem der „materialistischen Pädagogik“ (vgl. Braun, 1980; 1982, Kap. 3) zu verknüpfen.

1. Warum der Bildungsbegriff unverzichtbar ist

Als gesellschaftskritische Positionen im Laufe der siebziger Jahre in den Erziehungswissenschaften stärker Fuß faßten und sich bemühten, eigenständige Ansätze zu erarbeiten, da war das berechtigte Bemühen, die gesellschaftliche Eingebundenheit der Erziehungsprozesse systematisch zu reflektieren mit der bedauerlichen Tendenz verbunden, die grundsätzliche Bedeutung des Bildungsbegriffs zu bezweifeln oder aber dieses Thema für uninteressant zu halten. An die Stelle des Verhältnisses von „Bildung-Erziehung-Persönlichkeit“ trat die Erziehungssoziologie/Bildungsökonomie einerseits und die Sozialisationsforschung/Entwicklungspsychologie andererseits. So sehr die Analysen beider Forschungsrichtungen die Erziehungswissenschaften theoretisch und empirisch bereicherten, so sehr haben sie doch — offen oder versteckt — zur Auflösung der **spezifisch pä-**

dagogischen Fragestellungen geführt. Das ist aber für eine dialektisch-materialistische Pädagogik nicht nur nicht nötig, sondern sogar unannehmbar. Durchdenkt man nämlich die Geschichte des (europäischen) Erziehungsdenkens vom Standpunkt dieses Ansatzes aus (vgl. hierzu Ahrbeck, 1979; Heydorn, 1979; Klafki, 1964), so ergibt sich folgender grundsätzlicher Sachverhalt: Im Gegensatz zu den Tieren schaffen sich die Menschen in der gemeinschaftlichen geistigen und körperlichen Arbeit ihre Lebensbedingungen selber, diese Lebensbedingungen sind als ideelle und materielle gesellschaftliche Verhältnisse und Produkte **Voraussetzung** und **Resultat** menschlichen Handelns. Die Gesamtheit dieser Bedingungen nennt man mit einem philosophischen Begriff das **menschliche Wesen**. Da dieses menschliche Wesen nun in gewisser Weise „außerhalb“ der konkreten Individuen besteht, müssen sich die einzelnen Menschen diese Menschheitseigenschaften bis zu einem gewissen Grade **aneignen**, um am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können (z. B. bestimmte technische und mathematische Kenntnisse erwerben, um ein Kanalsystem aufzubauen). Nun stoßen wir an dieser Stelle auf einen ersten wichtigen Sachverhalt: Die Errungenschaften der Menschheitsgeschichte überschreiten die individuellen Aneignungsmöglichkeiten stets qualitativ — und dennoch muß versucht werden, diese Differenz stets so gering wie möglich zu halten. Aus **diesem** Grunde haben sich fortschrittliche Erziehungskonzeptionen stets an der Perspektive der „**allseitig entwickelten Persönlichkeit**“ orientiert. Oder anders formuliert: Sie haben pädagogisches Handeln begriffen als Vermittlung zwischen **objektiv-gesellschaftlicher** und (möglicher) **subjektiv-individueller Universalität**.

Aus der bisherigen Überlegung ergibt sich zwingend, daß die **Allgemeinbildung** das Zentrum der pädagogischen Entwicklungsunterstützung ausmachen muß, wobei die verschiedenen Ansätze völlig zu Recht herausstellen, daß darunter zu verstehen ist a) Bildung für alle, b) Bildung über alles, im „Medium des Allgemeinen“, und c) Bildung aller menschlichen Fähigkeiten (also der wissenschaftlichen, der technischen, der künstlerischen, der sportlichen und der politisch-moralischen).

Wenn man nun das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft unter diesem bildungstheoretischen Aspekt betrachtet, dann muß man noch einen zweiten, sehr folgenreichen Sachverhalt beachten: Weil die Menschen — im Gegensatz zu den Tieren — in gemeinschaftlicher Weise längerfristig/langfristig für ihr Leben **vorsorgen**, deshalb gibt es auch **keinen unmittelbaren** Zusammenhang zwischen der **gesell-**

schaftlichen und der **individuellen Reproduktion**. D.h. die gemeinschaftliche Lebensvorsorge, gesellschaftliche Arbeit entlastet das einzelne Individuum von der dauernden, unmittelbaren Teilhabe an diesem Prozeß (nur im „Durchschnitt“ müssen genügend Menschen an diesem Prozeß teilnehmen). In diesem Sinne spricht die Kritische Psychologie davon, daß die menschlichen Individuen eine doppelte **Möglichkeitsbeziehung** zur gesellschaftlichen Wirklichkeit einerseits und zu ihrer eigenen Subjektivität andererseits haben (vgl. Holzkamp, 1983, Kap. 7.4.). Da es unter je konkreten gesellschaftlichen Bedingungen nicht unendlich viele Möglichkeiten gibt, wird im einzeltheoretischen Forschungsprozeß herausgearbeitet, welche „typischen“ Konstellationen zwischen den objektiven Lebensbedingungen und der individuellen Subjektivität es gibt (wir kommen darauf noch zweimal zurück).

Nun ist es völlig richtig, daß eine dialektisch-materialistische Pädagogik nicht überhistorisch sein darf; vielmehr muß sie deutlich machen, daß diese **allgemeine** Problematik stets ihre **konkret-historischen Ausprägungen** hat, die stets von den generellen Einsichten in den Emanzipationsprozeß der Menschen bestimmt werden. Dementsprechend haben auch die **sozialen Träger** gewechselt, die die vorliegenden Bildungskonzeptionen zunächst übernahmen und dann weiterentwickelten. Unter unseren gesellschaftlichen Verhältnissen ist die **Arbeiterbewegung** der soziale Träger der progressiven Bildungskonzeptionen, sie hat besonders die großen Ideen der bürgerlichen Revolutionspädagogik aufgenommen und zu einer **sozialistischen Pädagogik** weiterentwickelt, deren Kern die sozialistische Allgemeinbildung ist. Diese Konzeption muß sich gegen den Widerstand der herrschenden Klasse(n) bzw. der an ihr letztlich ausgerichteten staatlichen Politik (die man nur schwerlich „Bildungs“-Politik nennen kann) behaupten. Dieses Sachverhalt hat Heydorn als den **Widerspruch von Bildung und Herrschaft** charakterisiert: „Bildung ist verobjektivierte Macht; es ist das Ziel aller Bildung, Macht aufzuheben, den freigewordenen Menschen an ihre Stelle zu setzen ... Bildungsfragen sind Machtfragen; die Frage der Bildung ist die Frage nach der Liquidation von Macht.“ (Heydorn, 1979, S. 336f).

Aus den bisherigen Überlegungen ergibt sich nun die Doppelfunktion des Bildungsbegriffs: Er hat für die pädagogische Theorie und Praxis einerseits eine **Integrationsfunktion**, d.h. ermöglicht es, die Gesamtheit der pädagogischen Aktivitäten unter einer einheitlichen Perspektive zu betrachten, macht sie damit aufeinander beziehbar und so überhaupt erst wirklich **begründbar** und **verantwortbar** (vgl. hierzu auch Klafki, 1983, S. 3f). Zum anderen ist er ein **kritischer** Begriff, kritisiert

er die vorfindliche Erziehungs- und Gesellschaftsrealität in wissenschaftlich ausgewiesener Weise, benennt die realen Einschränkungen und Verkümmierungen und weist Perspektiven zu ihrer Überwindung auf. — Fragen wir nun, was diese Überlegungen für eine pädagogische Theorie der Schule zu leisten vermögen.

2. Die Schule als pädagogisches Handlungsfeld

Mit der Schule beschäftigen sich die verschiedensten Sozialwissenschaften; eine **pädagogische** Analyse stellt die Tatsache in den Vordergrund, daß die Schule unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen die vorherrschende Form des **Unterrichts** ist. Bezogen auf den **Zugang zum Unterricht** haben die erziehungssoziologischen Analysen unzweifelhaft ergeben, daß von einer „Bildung für alle“ bei uns keine Rede sein kann. Die Zugangsmöglichkeiten (wie sie besonders in der gesetzlich geregelten Verteilung von Berechtigungen zum Ausdruck kommen) sind vielmehr für die verschiedenen gesellschaftlichen Klassen und Schichten und bezogen auf die verschiedenen Schultypen/Schulstufen außerordentlich unterschiedlich. Dies kommt besonders darin zum Ausdruck, daß Kinder aus der Arbeiterklasse und angrenzenden Schichten auch weiterhin in deutlich geringerem Maße die höheren Schulen/Schulstufen bzw. die Universitäten besuchen können. Dieses **Bildungsprivileg**, welches sich durch äußere und innere Selektion durchsetzt, hat seine Ursache entscheidend darin, daß die durch den Staat betriebene Schul- und Hochschulpolitik in letzter Instanz (!) der (einfachen oder erweiterten) Reproduktion der bestehenden, kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse dient. Insofern gilt auch weiterhin die von Liebknecht formulierte Einsicht „Wissen ist Macht — Macht ist Wissen“. Entgegen der neo-konservativen Propagierung von wissenschaftlich völlig unhaltbaren „Elitiskonzeptionen“ ist die Durchsetzung der **integrierten Gesamtschule** und **Gesamthochschule** das Gebot der Stunde, was den Einsatz flankierender Maßnahmen zum Ausgleich außerpädagogischer verursachter Entwicklungsverzögerungen einschließt (ohne daß man diese Möglichkeiten überschätzen sollte).

Die Perspektive „Bildung über alles“ (im „Medium des Allgemeinen“) ist eine Aufgaben- und Problemstellung der **didaktischen Analyse** (im weiten Begriffssinn, der für uns mit dem des „Curriculums“ identisch ist). Eine bildungstheoretisch verstandene Didaktik „vermittelt“ also zwischen der vorhandenen objektiven Universalität und der perspektivi-

schen, angestrebten subjektiven Universalität. Die Art dieser Vermittlung ist nun entscheidend; sie kann kein reiner „Deduktionsprozeß“ des objektiv Richtigen und Notwendigen quasi „in die Subjekte hinein“ sein, sondern sie muß selber als Subjekt-Objekt-Prozeß gefaßt werden (hier wird die erste entscheidende Konsequenz aus der „doppelten Möglichkeitsbeziehung“ deutlich). In diesem Sinne schreibt Klafki (1982, S. 87): „Die in der Curriculum- und Unterrichtstheorie betonte Einsicht, daß vorwegnehmende Unterrichtsplanung nicht ein Ableitungsprozeß aus vorweg fixierten allgemeinen Lernzielen ist, sondern ein **didaktischer Erkenntnisprozeß**, in dem die vorgehend formulierten allgemeinen Zielsetzungen und der thematische Rahmen nicht das Fundament einer Deduktion sind“, ist entscheidend. „Was die allgemeinen Zielsetzungen, die zunächst **Zielhypothesen** sind, ihrer Substanz nach besagen, als im Unterrichtsprozeß an konkreten Beispielen mit den Kindern zu erarbeitende Erkenntniszusammenhänge oder Fähigkeiten einschließlich ihrer emotionalen Momente und ihrer Handlungsdimensionen, ... — Antworten auf solche und ähnliche Fragen sind selbst Beiträge zur Erkenntnis dessen, worum es sich bei der Zielsetzung für den Unterricht eigentlich handelt; sie sind zugleich Anregungen zur Reflexion des Lehrers über sein sich entwickelndes Verständnis zu den damit angesprochenen Problemen.“ Kritisch gewendet kann von herrschaftsbestimmter Pädagogik auf der didaktischen Ebene stets dann gesprochen werden, wenn dieser Subjekt-Objekt-Zusammenhang grundsätzlich zerrissen wird; wenn also entweder rein **objektivistischer Deduktionismus** (besonders in Form geschlossener und vorbeschriebener Didaktiken) oder rein **subjektivistische Unverbindlichkeit** (also Verzicht auf jede Art von didaktischer Strukturierung) herrscht (wobei sich beide Momente häufig ergänzen). Das Resultat ist in beiden Fällen sehr ähnlich: die Verkümmern der menschlichen Subjektivität.

Der didaktische Prozeß läßt sich nun hinsichtlich bestimmter Ebenen ausdifferenzieren, die dann zugleich die Ebenen der **Unterrichtsvorbereitung** sind (vgl. dazu Klafki, 1977, 1980). Zunächst und als oberste Ebene die der **allgemeinen und speziellen Lernziele**, die im Einklang mit der oben genannten Bildungsperspektive „Bildung über alles“ (im „Medium des Allgemeinen“) stehen müssen. Hierzu gehört etwa, daß die Schüler/Schülerinnen Einsichten gewinnen in den Charakter der Epoche, oder daß sie solche Fähigkeiten erwerben wie theoretische Nachdenklichkeit und politisch-moralische Entschlossenheit. Bei der Entscheidung über die Lernziele wird der Lehrer immer auch die politischen Bedingungen und Konflikte einbeziehen müssen, seien sie nun all-

gemein-gesellschaftlicher Art, seien es solche mit der unmittelbaren Schulleitung oder zwischen verschiedenen Lehrergruppen — und wird diese Konflikte u.U. selbst zum Inhalt des Unterrichts machen (das gilt im Prinzip für alle Ebenen). Damit haben wir bereits den nächsten Problembereich angesprochen, die Entscheidungen über die **Unterrichtsinhalte**, als vermittels welcher Themen die Lernziele erarbeitet und verwirklicht werden sollen. Bezogen auf die Epochenfrage könnten das Themen sein wie das Verhältnis von Krieg und Frieden, Charakter der kapitalistischen Krise, Verhältnis von technischem, ökonomischem, sozialem, politischem und geistigem Fortschritt, Wesen von Behinderung und psychischer Verelendung, Bedeutung der Frauenemanzipation, abstrakte und realistische Kunst u.ä.

Methodisch ist in diesem Zusammenhang wichtig, daß die verschiedenen Ebenen zwar nicht gleichrangig sind, sondern in ihrer Abfolge auch eine Prioritätenfolge zu sehen ist, daß es sich aber dennoch — wie schon erläutert — nicht um einen einlinigen Deduktionsprozeß, sondern um eine **gerichtete Wechselwirkung** zwischen den Ebenen handelt.

3. Lernen als fruchtbarer Bildungsprozeß

Bevor wir nun mit den Ebenen der didaktischen Analyse fortfahren, wollen wir zum zweiten Mal auf die doppelte Möglichkeitsbeziehung der Individuen (zur Gesellschaft und zu sich selbst) zurückkommen. Denn mit Bezug auf das 3. Bildungsprinzip, „Bildung aller Fähigkeiten“ stellt sich jetzt die Frage, wie diese denn erreicht werden kann, ohne daß man die Lernprozesse völlig vorschreibt bzw. völlig dem Zufall überläßt. In den pädagogisch orientierten Lerntheorien ist dieser Sachverhalt bisher wenig diskutiert worden; die einzige, wichtige Ausnahme ist der Ansatz des der geisteswissenschaftlichen Pädagogik verpflichteten Friedrich Copei. Er hat fünf logische Stufen des Bildungsprozesses z. B. für den Bereich der theoretischen Erkenntnis herausgearbeitet (vgl. Copei, 1969, S. 59ff): Den Ausgangspunkt bilden die **Selbstverständlichkeiten** der individuell-gesellschaftlichen Lebenspraxis der Schüler. Diese werden dann im nächsten Schritt **problemativiert** (z.B. dadurch, daß man einen Fehler gemacht hat oder eine Wissenslücke entdeckt hat o.ä.) und eine **Fragehaltung** entwickelt sich aufgrund der Diskrepanz zwischen Problemlage und Problemlösungsmöglichkeiten. Dem folgt dann die **Problemverortung** als Herausarbeitung der eigentlichen, präzisierten Fragestellung. Auf der vierten Stufe schlägt nun das Suchen ins Finden um, d.h. dem Lernenden erschließt sich ein **Problemlösungsvorschlag**. Dies ist dann der Moment, den Copei als den „fruchtbaren“

bezeichnet; er schreibt in seinem etwas „altmodisch-pathe-tisch“ wirkenden Stil: „Unmittelbar lebendig ... ist das Bewußtsein von einem Fruchtbarwerden, einem Fortschritt, gleichgültig, ob mit oder ohne Berechtigung, in dem Momente, wo die neue Erkenntnis aufglüht. Dies Bewußtsein ist ganz unreflektiert und ganz ungebrochen, daher die große Sicherheit im Augenblick und die Energie des Setzens der Einsicht. Aber nicht nur nach dem Gefühl, sondern auch prü-fender Überlegung nach ist der Ausdruck 'fruchtbarer Moment' für den Augenblick der Erfüllung, nicht für den, mit dem die Vorbereitung beginnt, geeignet.“ (ebd., S. 68f) Und er fährt — nun die letzte Stufe charakterisierend — fort: „Ob der Moment wirklich fruchtbar wird, das hängt davon ab, ob sich die neu aufleuchtende Erkenntnis in der folgenden Ein-formung gegenüber dem Erfahrungstatbestande zu behaupten und durchzusetzen weiß. Diese Verifizierung ist die letzte Probe auf die Lebensfähigkeit der Erkenntnis (ebd., S. 69) und sofern diese sich erweist, muß auch das bisherige Wis-sen mehr oder weniger weitreichend umstrukturiert werden.“

Dieser argumentative Einschub ermöglicht es uns jetzt bezüglich der Unterrichtsinhalte einen weiteren wichtigen Aspekt hervorzuheben, nämlich das Prinzip des **exemplari-schen Lehrens und Lernens**. Dieses ist völlig unverzichtbar, wenn die Schuleraktivitäten gefördert werden sollen, also ihr Problemhorizont in den Unterrichtsprozeß eingebracht werden soll. Im bildungswirksamen Unterrichtsprozeß vermitteln die Beispiele zwischen den ausschnitthaften und z. T. recht zufälligen Lebenserfahrungen der Schüler/-innen und den all-gemeinen Gesetzeszusammenhängen der behandelten The-men, sie sind also quasi ein „Gelenkstück“ zwischen der objektiven und der subjektiven Seite des Bildungsprozesses (vgl. auch Klafki, 1983 b).

Andere Konsequenzen aus Copeis Überlegungen ergeben sich nun für die 3. Ebene des didaktischen Erkenntnisprozesses, nämlich hinsichtlich der **Organisations- und Vollzugs-formen** des Unterrichts. Diese müssen den übergreifenden emanzipatorischen Zielen und Inhalten gerecht werden. Ein Unterrichtsprozeß, der die Bildungswirksamkeit, damit das subjekthaft-aktive Eingreifen der Schüler in den Vordergrund stellt („schülerzentrierten Unterricht“ anstrebt), der kann die Schüler aus den verschiedenen didaktischen Entschei-dungsprozessen nicht ausschalten. Er muß ihnen vielmehr reale **Mitbestimmungsmöglichkeiten** geben bzw., soweit diese nicht vorhanden sind (was bei uns in der Regel so ist), gemeinsam dafür aktiv werden, daß diese Mitbestimmungsmöglichkeiten auf diesen Ebenen zumindest z. T. geschaffen werden (sie wären ein **Teil**, nicht Ersatz für die gesamtgesell-

schaftlichen Mitbestimmungsmöglichkeiten). Dabei sind **kooperative Arbeitsformen** innerhalb der Klassen ein zwar bescheidener, aber doch wichtiger Ausgangspunkt (die vie-len schulorganisatorischen Regelungen, die fruchtbareren Bil-dungsprozessen entgegenstehen, wie z. B. die rigide Zeitein-teilung, die baulichen Gegebenheiten usw. usf. können an dieser Stelle nicht näher erläutert werden).

Dies alles bedeutet immer auch, daß die Lehrer/-innen nicht diejenigen sein können, die „schon immer alles wissen“, die nur Scheinfragen stellen, usw.; sondern die Lehrer müs-sen sich selbst in den Unterrichtsprozeß als **Lernende** ein-bringen, müssen bereit sein, auf **allen** Ebenen was von den Schülern zu lernen. Das bedeutet keineswegs, daß sie ihren Wissensvorsprung (in bestimmten Bereichen) leugnen sollen (das wäre pädagogisch verantwortungslos), sondern, daß sie diese Einsichten in den **gemeinsamen**, nie einseitig verlau-fenden Erkenntnisprozeß gleichberechtigt einbringen. Dies ist zwar anspruchsvoll, weil die Erwachsenen (also auch die Lehrer) dazu neigen, sich mit ihrer bisherigen Entwicklung „zufrieden“ zu geben, also in scheinbar „bequeme“ Stagna-tion zu verfallen und den Unterricht nach „alt-bewährten“ Grundsätzen durchzuführen (u.U. einschließlich bestimmter Standardfragen und Standarderlebnisberichte und Stan-dardwitze). Wenn dies geschieht, dann kommt es zur **lehr-verursachten** Entwicklungsblockade bei den Schülern. — Eine solche Entwicklungsaufforderung an die Lehrer ist nun aber andererseits auch nicht banal, weil nämlich auch linke Lehrer sich manchmal/häufig „besserwisserisch“ geben, also schon alles zu wissen meinen und insbesondere den Schülern keinerlei „produktive Umwege“ (Habermas) erlau-ben. Dabei zeigt schon ein kurzer Blick auf die eigene Ent-wicklung, wieviele Umwege man selbst gemacht hat — und wie wenige dieser Umwege man tatsächlich missen möchte (vgl. dazu auch das schöne Gedicht von Erich Fried „Kinder und Linke“ auf dem Umschlag von „schulheft“ 31/1983; fer-ner allgemein und systematisch Braun, 1983).

Die 4. und letzte Ebene der didaktischen Analyse beinhal-tet die **Medien**, worunter man auch die Darstellungsformen der Unterrichtsinhalte verstehen kann und die sowohl den Zielen und Inhalten wie auch den Organisations- und Voll-zugsformen des Unterrichts angemessen sein müssen. All-gemein betrachtet ist hier besonders darauf zu achten, daß die materiellen, materialisierten und sprachlichen Darstel-lungsformen in einem begründeten Verhältnis zueinander stehen, denn nur wenn diese Stufen richtig durchgearbeitet werden, nur dann kann es zur vollen Ausbildung der kogniti-ven Prozesse kommen (dieser Zusammenhang ist von der Gal-

perinschen Lerntheorie ausführlich erörtert worden; vgl. Galperin, 1969; mit Unterrichtsbeispielen auch Keseling u.a., 1974).

Wir sind damit am Schluß unserer knappen Skizze und hoffen, daß deutlich geworden ist, welche Problemstellungen eine bildungstheoretisch geleitete Analyse der Schule verfolgt und welche praktischen und theoretischen Perspektiven sie aufzuweisen vermag (auf die Probleme der konkreten Schulforschung soll in einem späteren Beitrag der „schulhefte“ am Beispiel von Klafkis „Marburger Grundschulprojekt“ eingegangen werden).

Literaturverzeichnis

- R. Ahrbeck, Die allseitig entwickelte Persönlichkeit, Berlin/DDR 1979.
- K.-H.Braun (Hrsg.) Materialistische Pädagogik. Beiträge zu ihren Grundlagen und Gegenstandsbereichen, Köln 1980.
- K.-H.Braun, Genese der Subjektivität. Zur Bedeutung der Kritischen Psychologie für die materialistische Pädagogik, Köln 1982.
- K.-H.Braun, Subjektivität im Erziehungsprozeß, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik (Wien), 1983, H.4.
- F.Copei, Der fruchtbare Moment im Bildungsprozeß, Heidelberg 1969 (1. Aufl. 1930).
- P.J.Galparin, Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen, in: H.Hiebsch (Hrsg.), Ergebnisse der sowjetischen Psychologie, Stuttgart 1969.
- H.J.Heydorn, Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft. Bildungstheoretische Schriften, Bd. 2, Frankfurt/M. 1979.
- K.Holzkamp, Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M. 1983.
- G.Keseling u.a., Sprach-Lernen in der Schule, Köln 1974.
- W.Klafki, Das pädagogische Problem des Elementaren und die Theorie der kategorialen Bildung, Weinheim und Berlin/West 1964.
- W.Klafki, Zur Entwicklung einer kritisch-konstruktiven Didaktik, in: Die Deutsche Schule, 1977, H.12.
- W.Klafki, Zur Unterrichtsplanung im Sinne der kritisch-konstruktiven Didaktik, in: E.König u.a. (Hrsg.), Diskussion Unterrichtsvorbereitung, München 1980.
- W.Klafki, Thesen und Argumentationsansätze zum Selbstverständnis „kritisch-konstruktiver Erziehungswissenschaft“, in: E.König/P.Zedler (Hrsg.), Erziehungswissenschaftliche Forschung: Positionen. Perspektiven. Probleme, Paderborn und München 1982a.
- W.Klafki, Der Verlauf des Marburger Grundschulprojekts, in: ders.u.a., Schulnahe Curriculumentwicklung und Handlungsforschung, Weinheim und Basel 1982b.
- W.Klafki, Konturen eines neuen Allgemeinbildungskonzeptes, Lin-gen 1983a (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript).
- W.Klafki, Exemplarisches Lehren und Lernen, in: unterrichten/erziehen, 1983b, H.1.

Autorenverzeichnis:

Uwe BOLIUS, 1050 Wien, Margaretenstr. 67/2/18, Tel. 57 13 42
Ernest BORNEMAN, 4612 Scharten, EBO-Haus
Karl-Heinz BRAUN, Schwanallee 22a, D-3550 Marburg/Lahn
Irene ETZERSDORFER, 1050 Wien, Bräuhausg. 51/14, Tel. 55 70 524
Roman HORAK, 1090 Wien, Severing. 15/7, Tel. 48 37 90
Gerhard KHARY, 1050 Wien, Margaretenstr. 103/2/7. Tel. 55 82 565
Erich LEDERSBERGER, 1070 Wien, Neustiftg. 19/16, Tel. 93 30 552
Gerhard LEITNER, 8020 Graz, Kalvarienbergstr. 49/20
Ingrid LENGHEIM, 1080 Wien, Bennogasse 18/10, Tel. 43 76 183
Wolfgang MADERTHANER, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, 1080 Wien, Albertg. 23, Tel. 42 04 86
Gerda NEYER, Institut für Höhere Studien, 1070 Wien, Richterlg. 4
Peter MALINA, Institut für Zeitgeschichte, 1090 Wien, Rotenhausgasse 10, Tel. 42 62 800
Herwig PETERLIK, 1080 Wien, Wickenburgg. 14/12, Tel. 42 10 523
Heidi PIRCHNER, 1080 Wien, Josefstädterstr. 29/63
Viktor RIEMER, 1140 Wien, Linzerstr. 68, Tel. 92 99 762
Katja SCHMIDT-PILLER, 7083 Purbach, Bergg. 16, Tel. 02683/56 983